MASTERARBEIT / MASTER´S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master`s Thesis

Czernowitz-Wien-Montevideo. Variablen einer Identitätskonstruktion entlang einer jüdischen Familiengeschichte

verfasst von /submitted by

Pablo Rudich, BA

angestrebter akamdeischer Grad / in partial fulfillment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2016 / Vienna 2016

Studienkennzahl lt. Studienblatt/ Degree programme code as it appears on the student record sheet:	A 066 803
Studienrichtung laut Studienblatt / Degree programme as it appears on the student record sheet:	Masterstudium Geschichte
Betreut von / Supervisor:	a.o.Univ.-Prof. Dr. Peter Eigner

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT 5

I. EINLEITUNG 6

I.1 Fragestellungen und Erkenntnisinteresse 6

I. 2 Forschungsmethoden und Quellen 9

I.3 Sekundärliteratur 11

I.4 Über die un(be-)greifbare 'Identität' 13

I.5 Gliederung 14

II. DIE „GLOBALE" BUKOWINA UND CZERNOWITZ 15

II.1 Bildung und Kultur 16

II.2 Multikulturalität und die Jüdische Gemeinde 17

II.3 Die Rolle der Sprache 22

II.4 Lebensläufe und familiäres Umfeld von Wolf Rudich und Serafine König 25

III. ERSTER WELTKRIEG UND KRIEGSFLÜCHTLINGE IN WIEN 30

III.1 Staatliche und private Fürsorgeeinrichtungen 31

III.2 Repatriierungen 33

III.3 Flucht der ‚Buko-WienerInnen' in die Reichshauptstadt 35

III.4 Marie König, ihre Kinder und Wolf Rudich als Kriegsflüchtlinge in Wien 38

IV. WOHNEN IN WIEN 44

IV.1 Die Wohnadressen von Wolf Rudich und der Familie König 44

IV.2 Allgemeine Wohnsituation in Wien im Ersten Weltkrieg 48

IV.3 Jüdische und nicht-jüdische Wohngegenden Wiens 52

V. AUF DER SUCHE NACH EINER NEUEN – STAATSBÜRGERLICHEN – IDENTITÄT 56

V.1 Staatsbürgerrechtliche Auswirkungen beim Zerfall der Monarchie 57

V.2 Heimatrecht und Staatsbürgerschaft 59

V.3 Die Situation von Wolf und Serafine Rudich 63

VI. ZUGEHÖRIGKEITEN UND IDENTITÄTSKONSTRUKTIONEN IM LICHTE VON STAATSBÜRGERSCHAFT UND HEIMATRECHT 65

VI.1 Semantische Implikationen offizieller Begrifflichkeiten 65

VI.2 „Dazwischendasein“ 68

VII. THEORETISCHE ANNÄHERUNGEN ZUM IDENTITÄTSBEGRIFF UND MÖGLICHKEITEN DER ZEITBEZOGENEN ANWENDBARKEIT 71

VII.1 Theorien und unterschiedliche Konzepte 71

VI.2 Raum- und zeitbezogene Konzepte von Identität 73

VII.3 Identität und Sprache 75

VII.4 Identität und Kontinuität 77

VIII. ZWISCHENKRIEGSZEIT 79

VIII.1 Juden in Wien während der Zwischenkriegszeit 79

VIII.2 Jüdisch-Wienerische Identitätssymbiosen 83

VIII.3 Lebensumstände der Familie Rudich-König 85

VIII.4 Zweite Generation: die ‚echten‘ Wiener 89

VIII.5 Zwischen Assimilation und Tradition 93

IX. SCHLUSSBEMERKUNGEN 96

IX.1 (Vorsichtige) Mutmaßungen 96

IX.2 Flucht und Identität gestern und heute 100

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS 106

ABSTRACT 117

VORWORT

Seit 1978 nun lebe ich in Wien, der Geburtsstadt meines jüdischen Vaters. Zufälle interessieren mich, ohne dass ich ihnen eine konkrete Bedeutung zuordnen könnte. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich in Wien ankam, mein Vater Alfred Rudich dreiundfünfzig. Als er 1938 erzwungenermaßen aus Wien auswandern musste, kam er als Dreizehnjähriger in meiner Geburtsstadt Montevideo an, sein Vater – Wolf Rudich – war damals dreiundfünfzig. Für meinen Vater bedeutete die Rückkehr nach Wien eine Remigration; somit zählt er zu dem kleinen Prozentsatz der ca. 120.000 geflüchteten Wiener Juden und Jüdinnen, die den Weg zurück in ihre ehemalige ‚Heimatstadt' fand. Hat er seine Geburtsstadt wirklich als Heimat empfunden? Hat er das wieder gefunden, wonach er sich nach vierzig Jahren Abwesenheit womöglich gesehnt hat? Obwohl oder gerade ‚weil' er mein Vater war (er starb siebzigjährig im Jänner 1996) sind dies Fragen, die ich niemals beantworten werde können. Was sein individuelles Gedächtnis betrifft, ist es merkwürdig, dass er seinen vier Kindern in Uruguay immer wieder beteuerte, sich vor seinem dreizehnten Lebensjahr an nichts erinnern zu können. So konnten – oder durften – wir nichts von der Kindheit unseres österreichischen Vaters in diesem für uns noch sehr weit entfernten und vollkommen fremden Land namens ‚Austria' erfahren. Wir konnten nicht ahnen, dass wir irgendwann einmal selbst in Wien landen würden und dadurch doch Verbindung zu den väterlichen, zumindest geographischen ‚Wurzeln', herstellen würden. Dass unser Vater seine Erinnerungen verdrängte bzw. diese uns vorenthalten wollte, hat doch nichts genützt: in der Gegenwart holt uns des Vaters Vergangenheit ein. Wie aus ‚Zufall' – wieder einmal – hat jedes von uns vier erwachsenen Kindern nun eine Wohnung im 2. Gemeindebezirk Wiens bezogen, in der sogenannten ‚Leopoldstadt'. Ein großer Teil dieses Bezirks ist seit der Anlage des ersten jüdischen Ghettos Anfang des 17. Jahrhunderts mit der Geschichte der Juden und Jüdinnen im Wiener Raum eng verbunden. So sind wir ohne eindeutige Absicht im bis 1938 ‚jüdischsten' Viertel Wiens angekommen, man könnte auch sagen ‚beheimatet', obwohl der Vater uns nie explizit etwas von jüdischer Identität mitgegeben hat. Als mein Vater zu seinen vermeintlichen ‚Wurzeln' zurück kam, bedeutete dies für seine Kinder eine ‚Ent-Wurzelung' von deren eigenem Geburtsland, Uruguay. Es ist sicherlich für mich und für meine Geschwister prägend gewesen, dass wir aus einer nomadischen Genealogie stammen und zwischen 1973 und 1978 dreimal das Land gewechselt haben. So wird für mich die wiederholt gestellte Frage, woher ich bin, zu welchem Land ich mich zugehörig finde, immer schwerer zu beantworten, je länger ich auf dieser Welt lebe und mir meiner eigenen Familiengeschichte bewusst werde.

I. EINLEITUNG

„Auswanderung ist ein Familienprojekt, welches über viele Generationen hinweg prägend für die Familienidentität als ganze und die Identität der einzelnen Mitglieder ist“[1]

I.1 Fragestellungen und Erkenntnisinteresse

In der vorliegenden Arbeit folge ich den Spuren einer vermeintlich jüdischen Identität durch die Geschichte meiner Vorfahren aus der väterlichen Familie, die selbst nach Wien Zugereiste waren. Sie mussten wahrscheinlich hier eine neue Identität und ein neues ‚Zugehörigkeitsgefühl‘ aufbauen, mit denen sie später gezwungen wurden zu brechen, um wiederum eine neue persönliche Verortung in ihrer neuen ‚Heimat‘, meiner Geburtsstadt Montevideo, zu finden.

Diese Untersuchung hat den Anspruch, nicht nur eine Frage der jüdischen Identität zu behandeln, sondern in einem breiteren Sinn den Fokus auf die Auswirkungen von Migrationen auf die individuelle und kollektive Identität der betroffenen Menschen zu lenken. Es soll der Prozess der Veränderung der Wahrnehmungen im Laufe der Zeit und der Folgegenerationen von Migrationsfamilien untersucht werden. Welche neue Lebenswelten entstehen in der Fremde, welche geschlossenen ethnischen Communities spielen welche Rolle und wie wirken sich diese auf die Aufnahmegesellschaft des jeweiligen Landes aus? Auf welche Weise entstehen daraus neue Identitäten der einzelnen Mitglieder einer Familie, einer Diaspora-Gemeinde, oder welche gemeinsamen Identitätsmerkmale lassen sich festmachen? Was bedeuten ‚multiple‘ Identitäten, gibt es sie überhaupt? Oder handelt es sich nur um semantische Begrifflichkeiten? Es stellt sich die schwierige Frage, wie man Phänomene wie Migration und Identität, persönliche Wahrnehmungen, Identifizierungsmuster, subjektive und soziale Verortung aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive behandeln kann. Abgesehen von empirischen Untersuchungen über Flucht, Vertreibung und Migration wird es im Einzelfall schwer möglich, die individuellen, psychischen Lebenswelten von den betroffenen Menschen wirklichkeitsgetreu wiederzugeben. Jeder einzelne Fall wäre bei noch lebenden Personen psychoanalytisch zu untersuchen, um unter Anwendung einer vergleichenden Methode Aussagen mit einem breiteren Wirkungsgrad zu wagen, die für eine größere Gruppe von MigrantInnen mit vergleichbarem

[1] Weertje, Willms, Interkulturelle Familienkonstellationen aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Zusammenfassung und Diskussion. In: Holdenried, Michaela/Weertje, Willms (Hg.), Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Bielefeld 2012, 257-270, 264.

biographischem Hintergrund gültig sein könnten.[2] Eine in dieser Hinsicht fruchtbringende Disziplin auf kürzerem Weg hat sich in der Literaturwissenschaft gezeigt, insbesondere in Verschränkung mit und im Vergleich zu sozialwissenschaftlichen Analysen.[3] Es ist kennzeichnend, dass in der Literaturwissenschaft vielfach und in letzter Zeit verstärkt Fragen über Identität behandelt werden, insbesondere da in den letzten Jahrzehnten AutorInnen mit wechselhaftem Migrationshintergrund immer mehr unter den Bestseller zu finden waren. In ihrem Schaffen kommen die Spannungen zwischen Anpassung, Fremdheit und Integration von verschiedenen Kulturen stärker zum Ausdruck.[4] Es gibt auch eine Unzahl autobiographischer Einzelwerke von Menschen, deren Leben von Exil und Emigration gekennzeichnet sind, insbesondere innerhalb der jüdischen Diaspora, denn „ehemalige Exilanten haben das Bedürfnis, der Mitwelt und Nachwelt ihre Erfahrungen mitzuteilen".[5]

Meine Großeltern Serafine König und Wolf Rudich kamen aus Czernowitz in der Bukowina als Flüchtlinge des Ersten Weltkrieges nach Wien. Der rückschauende Blick auf diese erste Phase der Migration und auf die allgemeine Behandlung der ostjüdischen Flüchtlinge in der damaligen Reichshauptstadt erlaubt heute gewisse Vergleiche mit der aktuellen schwierigen Situation der in Wien gestrandeten Kriegsflüchtlinge aus dem Nahen Osten zu ziehen. Dabei spielt die Stadtgeschichte eine wesentliche Rolle, die anhand des unterschiedlichen Umgangs mit verschiedenen Gruppen von MigrantInnen und deren unterschiedlichem Grad an Integration eine neue Perspektive auf dieselbe bieten kann. Es ist zu hinterfragen, welche kulturellen, dauerhaften Fußspuren Neuankömmlinge in einer Stadt wie Wien hinterlassen können und wie sich diese auf die nachfolgende Generationen auswirken. Es ist aber in umgekehrter Richtung und hier auf einer konkreten, mikrofamiliären Ebene zu untersuchen, inwieweit sich das neue großstädtische, multikulturelle Habitat auf die Eingravierung neuer Identitätsmuster ausgewirkt haben mag. Diese Sicht auf individuelle Schicksale am Beispiel meiner eigenen Vorfahren soll in eine historische und soziokulturelle Kontextualisierung während der Jahre des Ersten Weltkrieges

[2] Für eine solche sozialpsychologische Untersuchung sind hier weder der Rahmen noch die fachlichen Kapazitäten vorhanden.

[3] Vgl. Hornstein Tomić, Caroline, Zur Konstruktion von Identität und Heimat(-Losigkeit) in Diaspora-Diskursen. In: Društvena istraživanja: Journal for General Social Issues, Vol.20 /.2 (112), Juni 2011, 418, 423: hier ist die Rede von einer „Diaspora Literatur".

[4] „Selbstverständlich können literarische Texte genauso wenig wie sozialwissenschaftliche Analysen von Interviews und Alltagsgeschichten als wirklichkeitstreue Darstellung der inneren Lebenswelt der betroffenen Personen verstanden werden" (Weertje, W., Interkulturelle Familienkonstellationen, 257). Doch lassen sich in der Literatur viele Fragen der Identität aus einem imaginären Raum behandeln, und oft kann man darin idealisierte Auswege aus dem Dilemma der Entscheidung für die eine oder andere Kultur finden. Die Analyse solcher Werke aus einer nicht nur literaturwissenschaftlichen, sondern auch sozialwissenschaftlichen und psychologischen Perspektive – hier auch mitunter unter Anwendung psychoanalytischer Methodik – erlaubt gewisse Rückschlüsse auf die Beweggründe der jeweiligen AutorInnen.

[5] Heid, Ludger, Aus zweier Zeugen Mund oder: Finis Austriae? In: Furst, Lilian R./ Furst, Desider, Daheim ist anderswo. Ein jüdisches Schicksal erinnert von Vater und Tochter, Frankfurt/New York 1994, 7-30, hier 8.

und während der Zwischenkriegszeit 1918-1938 eingebettet werden. Damit können breitere Phänomene und Konflikte in Bezug auf gesellschaftliche Akzeptanz, kulturelle Assimilation, Integration, Identifizierung, Entfremdung, Stigmatisierung und Absonderung von Menschen in der Diaspora behandelt werden. Eine wesentliche Beachtung verdient die Behandlung der Fragen einer behördlichen Konstruktion von Identität über den Weg der Verleihung einer Staatsbürgerschaft in Verschränkung und Wechselwirkung mit der Bedeutung von Heimatzugehörigkeit für ostjüdische Einwanderer während der ‚Geburtswehen' der Republik Österreich. Durch den Blick aus der Mikroperspektive einer Familie bzw. einiger Familienmitglieder können qualitative Rückschlüsse auf möglichen Alternativen von persönlicher und sozialer Verortung von MigrantInnen in einem neuen kulturellen Umfeld gezogen werden.

Über unterschiedliche Spuren soll herausgefunden werden, inwieweit sich die Mitglieder der Familien König und Rudich als ÖsterreicherInnen der neugegründeten Republik bzw. als WienerInnen identifiziert haben. Welche Bedeutung könnte in diesen ersten Jahren des jungen, österreichischen Staates eine solche ‚neue Identität' für den Einzelnen gehabt haben, mit Bedacht auf die Erinnerung an eine ‚ältere Identität', welche einerseits sich zum alten Vielvölkerstaat der k&k Monarchie, andererseits zur Gemeinschaft des deutschsprachigen Bukowina-Judentums zugehörig fühlte? Inwieweit ließ es sich mit einer solchen, neuen Identität unter dem Aspekt der immer stärker werdenden antisemitischen Auswüchse der Wiener Gesellschaft im Laufe der 1920er und 1930er Jahre leben?[6] War eine Doppel- oder Mehrfachzugehörigkeit überhaupt möglich? Wie ließ es sich in der neuen Nation mit einer »multiplen« oder auch »fragmentierten« Identität leben? Fand man wiederum Gleichgesinnte mit ebensolchen Multi-Identitäten, mit denen eine Gesinnungsgemeinschaft gelebt werden konnte?

Die immer spürbarere antijüdische Stimmung in den Jahren der Ersten Republik bis zum tragischen Kulminieren mit dem ‚Anschluss' Österreichs an NS-Deutschland im März 1938 durch Adolf Hitler hat mehrere tausende Wiener Juden und Jüdinnen hellhörig gemacht. Die wenigsten erkannten jedoch die dramatischen Zeichen der Zeit und verließen das Land noch rechtzeitig vor dem ‚Anschluss'. Meine Großeltern gehörten nicht zu dieser Minderheit. Wann und wie wurde ihnen bewusst, dass sie in ihrer um 1918/1919 neu gewählten ‚Heimat' bei einem Großteil der nicht jüdischen Bevölkerung nicht willkommen waren? Wie konnten sie die Gewissheit über die Größe der Gefahr erlangen, sodass sie ihrer neuen Identität als WienerInnen,

[6] Mein Vater Alfred Rudich sagte mir einige Monate, bevor er starb, dass er durch den großen Zuspruch für Jörg Haider und die FPÖ (Freiheitliche Partei Österreichs) in den 1980er Jahren stark ernüchtert bzw. enttäuscht gewesen war. Vielleicht hier ein Reflex auf eine schon einmal erlebte, herbe Enttäuschung in den 1930er Jahren?

als ÖsterreicherInnen, erzwungenerweise entsagen mussten? Es wird kurz auf die Zeitspanne zwischen der Ausrufung der Republik im November 1918 und dem Aufkommen des Austrofaschismus im Jahr 1933/34 bis zur Auslöschung des Staates Österreichs im März 1938 eingegangen. Widersprüche und Fragmentierung von Identitätsmustern insbesondere in Bezug auf die assimilierten Juden am Beispiel von einigen Zeugnissen werden erläutert. Denn gerade bei den Assimilierten ist anzunehmen, dass Identitätskrisen in Anbetracht der ihnen entgegengebrachten Ablehnung umso stärker hervortraten. Dass sie trotz selbst gewählter Assimilierung bis hin zur Konvertierung zum Katholizismus im Vergleich zu Ariern als sogenannte ‚minderwertige Juden' gebrandmarkt wurden, muss sie in einen Zwiespalt gebracht haben, was ihre eigene, persönliche Verortung in der Gesellschaft und auch in Bezug auf das eigene Familiengedächtnis betrifft.

Wir befinden uns heutzutage in einer vermeintlich post-nationalistischen Ära einer europäischen Integration, doch sind wir mit einem widersprüchlichen, nach wie vor starken Aufkommen von extrem nationalistischen Diskursen in mehreren Ländern der EU konfrontiert. Die Sicht auf die damaligen, individuellen Kontroversen um persönliche und kollektive Zugehörigkeit und Nation kann erste Hinweise auf die Genese von möglichen Alternativen zu den herkömmlichen Stereotypen der nationalen Identität bieten. Schließlich steht im Hintergrund meiner Überlegungen die Frage, ob eine absolute Notwendigkeit im Wesen des Menschen darin besteht, sich stets mit einer Gruppe von gleichgesinnten Menschen, mit einem geographisch geschlossenem Kulturraum, mit einer religiösen Gemeinschaft, kurz mit irgendeiner Art von Gemeinschaft oder Kultur zu identifizieren, um zu einer eigenen, stabilen und persönlichen Verortung zu gelangen. Oder könnte im Gegensatz ein Mensch als Individuum letztlich auf eine solche fixe Identität verzichten, um stets im freien Sprung zwischen mehreren Identifizierungsangeboten doch den ureigenen Ruhepol, unabhängig von jedwedem geschlossenen, äußeren gesellschaftlichen Kreis, zu finden?

I. 2 Forschungsmethoden und Quellen

Ich habe leider keine Autobiographie von einem meiner Vorfahren zur Hand, nicht einmal Tagebücher oder Briefe. Doch möchte ich anhand von dokumentarischen Quellen, zum Teil auch durch die Befragung meiner Mutter und anderer Familienangehöriger sowie noch lebender Bekannter meines Vaters die multiple Exilgeschichte meiner väterlichen Großeltern aus der ehemaligen Bukowina (heute im Westen der Ukraine) nachzeichnen. Meine Recherchen führten mich zu mehreren Archiven in Wien und zum Czernowitzer Regionalarchiv in der Ukraine, in denen behördliches Material über Meldeunterlagen, Heirat, Studium und Arbeitsleben der

Großeltern, teilweise auch einige Daten über einen Großonkel und meine Urgroßmutter zu finden waren. So konnte über einige wichtige Eckdaten ihr Lebensweg teilweise rekonstruiert werden, etwa, wann sie nach Wien kamen, wann sie wieder nach Czernowitz zurückfuhren, wann die österreichische Staatsbürgschaft erlangt wurde, bis hin zu den behördlichen Wegen für die Genehmigung der Ausreise aus Österreich im Jahr 1938. Die Auswertung dieser Quellen wird anhand von Gegenüberstellung und Vergleich mit anderen Primärquellen, biographischen und autobiographischen Zeugnissen von ähnlich gelagerten Fällen sowie unter Einbeziehung der Sekundärliteratur auf ihre historische Plausibilität geprüft. Eine dieser wesentlichen Primärquellen in Bezug auf die ersten Jahre in Wien bilden die behördlichen Schriftstücke der *Zentralstelle der Fürsorge für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina*.[7]

Doch aufgrund lückenhafter Quellenlage, fehlender persönlicher Berichte und nicht mehr lebender Zeitzeugen, kann die Familienchronik nur fragmentarisch rekonstruiert werden. Einiges wird für immer im Dunkeln bleiben und kann nur anhand von Vermutungen eruiert werden. Was die Fragen der Identität betrifft, spielen meine eigene, subjektive Verortung sowie die Erinnerungen an meinen Vater und meinen Großeltern eine nicht wegzuleugnende Rolle bei der Evaluierung der vorhandenen Daten. Ein Teil der methodologischen Bearbeitung besteht also darin, eine selbstreflexive Kontrolle stets im Auge zu behalten, um die schwer zu beantwortenden Fragen von Identität und Wahrnehmung unter Beachtung und Anwendung von diesbezüglichen Theorien aus kultur- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen differenziert anzugehen.

Andererseits werden meine Autorschaft und die Selbstreflektion als Abkömmling der beschriebenen Familie, deren Identität als Folge von multiplen Migrationen geprägt wurde, auch unauflöslicher Teil des behandelten Phänomens werden.[8] Die Funktion meines Vaters als Verbindungsscharnier zwischen mir und der Generation meiner Großeltern, zwischen Österreich und Uruguay, und insbesondere die Verdrängung seiner Erinnerungen können hierbei auch eine relevante Rolle spielen.

[7] Am 10. September von der Gemeinde Wien unter der Leitung des Gemeinderates Rudolf Hiller errichtet, ab 1915 umbenannt in *Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge* (im Folgendem als *Zentralstelle* abgekürzt).

[8] Biographische Arbeit über die eigenen Großeltern ist auch zum Teil Autobiographie, über deren Entstehungsprozess die eigene Identität konstituiert bzw. bestätigt werden kann: vgl. Ruhe, Hans Georg, Praxishandbuch Biografiearbeit: Methoden, Themen und Felder, Weinheim 2014, 68; vgl. Geschwill, Tatjana, Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse, Heidelberg 2015, 56.

I.3 Sekundärliteratur

Es gibt eine Reihe von Untersuchungen sowohl über die ostjüdischen Flüchtlinge in Wien während des Ersten Weltkrieges als auch über ihre prekäre staatsbürgerliche Situation bei Zerschlagung der Monarchie und der Ausrufung der Republik. Hervorzuheben sind die Beiträge im 1995 von Gernot Heiss und Oliver Rathkolb herausgegebenen Band *‚Asylland wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischem Kontext seit 1914‘*, darin insbesondere Margarete Grandners Beitrag über den Umgang mit den jüdischen Flüchtlingen nach 1918.[9] Eine zum Thema passende, ebenfalls wertvolle und vielzitierte Monographie ist *‚Abreisendmachung‘* von Beatrix Hoffmann-Holter.[10] Die Phase der Einbürgerung und deren versuchte Verhinderung für ehemalige ostjüdische Flüchtlinge am Beginn der Republik wird eingehend mit jüngeren, auch rechtshistorischen, akribischen Studien von Dieter Kolonowitz, Hannelore Burger und Harald Wendelin über Staatsbürgerschaft, Heimatrecht und Vertreibung behandelt.[11] Anlässlich des hundertjährigen Gedenkens an den Ersten Weltkrieg im Jahr 2014 erschienen neue Publikationen, wie etwa der Katalog zur Ausstellung im Jüdischen Museum *‚Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg‘*, wo unter anderem Albert Lichtblau Wien als Zufluchtsort beschreibt.[12] Einen breiteren, differenzierten Fokus auf unterschiedlichste Thematiken in Bezug auf die Stadt Wien während des Ersten Weltkrieges bietet eine gemeinsame Veröffentlichung des Wiener Stadt- und Landesarchivs, der Wienbibliothek im Rathaus und des Vereins für Geschichte der Stadt Wien aus dem Jahr 2013.[13]

Analysiert werden auch die multikulturelle Gesellschaft von Czernowitz und ihre Transformation in der Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg. Der von Harald Heppner im Jahr 2000 herausgegebene Band *‚Czernowitz. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt‘*[14] bietet einen ersten vielschichtigen Einstieg, in dem sowohl österreichische als auch rumänische und

---

[9] Grandner, Margarete, Staatsbürger und Ausländer. Zum Umgang Österreichs mit den jüdischen Flüchtlingen nach 1918. In: Heiss, Gernot/Rathkolb, Oliver (Hg.), Asylland wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischem Kontext seit 1914 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann Institutes für Geschichte und Gesellschaft, Bd. 25), Wien 1995, 60-85.

[10] Hoffmann-Holter, Beatrix, „Abreisendmachung“, Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923, Wien-Köln-Weimar 1995.

[11] Kolonowitz, Dieter/Burger, Hannelore/Wendelin, Harald, Staatsbürgerschaft und Vertreibung (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 7), Wien 2004; vgl. Burger, Hannelore, Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden: vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, Wien-Graz u.a. 2014.

[12] Lichtblau, Albert, Zufluchtsort Wien: jüdische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, in Patka, Marcus G. (Hg., im Auftrag des Jüdischen Museums Wien), Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg (anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, 1. April-14. Sept. 2014), Wien 2014, 134-148.

[13] Pfoser, Alfred/Weigl, Andreas (Hg.), Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg. Wien 2013.

[14] Heppner, Harald (Hg.), Czernowitz. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt, Köln-Wien (u.a.) 2000.

jüdisch-israelische Wissenschaftler[15] einen differenzierten Blick auf mehrere Aspekte von Geschichte, Kultur und Gesellschaft dieser Stadt darlegen. Eine stärker literarische Annäherung an die Kultur der Bukowina lässt sich im von Cécile Cordon herausgegebenen Band ‚*An der Zeiten Ränder. Czernowitz und die Bukowina*' finden.[16] Marsha L. Rozenblit behandelt in ihrem 2001 erschienenen Werk *'Reconstructing a national identity'* die Identitätskrisen der jüdischen Bevölkerung, als das Habsburgerreich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges zugrunde ging und sie sich nun mit der Eingliederung in den neugegründeten Nationalstaaten konfrontiert sah.[17] Einige primäre Quellenwerke werden auch als Vergleichsbasis herangezogen, wie etwa eine Niederschrift aus dem Jahr 1908, die unter anderem von den Juden in der Bukowina handelt.[18]

Über die jiddische Kultur zwischen Czernowitz und Wien, Stichwort die ‚Buko-Wiener', lässt sich vor allem in Abhandlungen über diesbezügliche Literatur etwas finden, so etwa in der in Juli 2000 von der Theodor Kramer Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift ‚*Zwischenwelt. Literatur, Widerstand, Exil.*', mit dem Titel ‚*Vielsprachenland am Pruth - Bukowina*'[19], oder in Marianne Windspergers Hochschulschrift über literarische Zeugnisse von Aaron Appelfeld.[20] Autobiographische Zeugnisse in Buchform, wie etwa das von Lilian R. und Desider Furst, spiegeln sehr persönliche Erinnerungen an eine verlorene jiddische Kultur und die Schwierigkeiten im Wien der 1920er Jahre wider.[21] Das von Bruno Frei im Jahr 1920 geschriebene Büchlein ‚*Jüdisches Elend in Wien*' kann als Sekundärliteratur dienen, aber auch als zeitgenössische Quelle betrachtet werden.[22]

Über Bezugnahme auf die Prozesse der starken Globalisierung, der kulturellen Integration und zunehmenden Mobilität in Europa, befasste sich die Sozialwissenschaftlerin und Kulturanthropologin Caroline Hornstein Tomić in einem 2011 geschriebenen Essay mit der Zunahme von Diaspora-Diskursen. Sie versucht daraus ein positives Fazit zu ziehen: „Existenzielle Fremdheit wird hier in ein Potential umgedeutet, das befähigen kann, in vielen Welten zuhause zu sein".[23] Für ihrer Untersuchung über multiple Identitäten entlehnt sie

[15] In diesem Band sind nur männliche Autoren vertreten.
[16] Cordon, Cécile (Hg.), An der Zeiten Ränder. Czernowitz und die Bukowina; Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil, Wien 2002.
[17] Rozenblit, Marsha L., Reconstructing a national identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I., New York-Oxford 2001.
[18] Thon, Jakob, Die Juden in Österreich, Berlin 1908.
[19] Theodor Kramer Gesellschaft (Hg.), ‚*Vielsprachenland am Pruth - Bukowina*'. In: Zwischenwelt. Literatur, Widerstand, Exil., 17. Jg., Nr.2, Juli 2000.
[20] Windsperger, Marianne, Lebenswege in Traum(a)landschaften: Die Bukowina als Erinnerungslandschaft in ausgewählten Werken Ahron Appelfeldes, Diplomarbeit Mag. Phil., Universität Wien 2007.
[21] Furst, Lilian R./Furst, Desider, Daheim ist anderswo. Ein jüdisches Schicksal erinnert von Vater und Tochter, Frankfurt/New York 1994.
[22] Frei, Bruno, Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten, Wien-Berlin, 1920.
[23] Hornstein Tomić, C., Zur Konstruktion von Identität, 429.

Elemente aus Theorien von bekannten Klassikern der Soziologie, wie unter anderem Erving Goffmann, Alfred Schütz und Thomas Luckmann, Anselm Strauß oder Georg Simmel, aus den 1960er bis 1980er Jahren. Sie greift sogar weiter zurück auf die späten 1920er Jahre mit Robert E. Parks Werk über Migration und Marginalisierung.[24] Ein in Bezug auf kollektives Gedächtnis immer wieder zitiertes Werk, ebenfalls ein Klassiker aus der Mitte der 1920er, ist Maurice Halbwachs` ‚*Das Gedächtnis und seine soziale Bedingungen*‘, wobei sich für die vorliegende Arbeit der Aspekt des familiären Gedächtnisses als relevant erwies.[25]

I.4 Über die un(be-)greifbare 'Identität‘

An dieser Stelle muss ich einräumen, dass der Identitätsbegriff bereits in der Einleitung Gefahr läuft, viel zu oft wiederholt und überstrapaziert zu werden. Es gibt anscheinend kein wirklich passendes Synonym dafür, es sei denn, man würde damit bloß die objektiven Personaldaten eines Menschen meinen. Etymologisch leitet sich ‚Identität‘ aus dem lateinischem Wort ‘idem’ ab, was ‚derselbe‘ bedeutet, das Adjektiv ist ‚identisch‘, das Verb ‚identifizieren‘.[26] Bei ‚Identifikation‘ handelt es sich um einen weiteren wesentlichen Begriff für die folgende Arbeit, der in seinen multiplen Definitionen aus psychoanalytischer Perspektive differenziertere Mechanismen der persönlichen Psyche anspricht.[27] Eine genaue Definition von Identität lässt sich also immer schwerer festlegen, zumal der Begriff während der letzten Dekaden inflationär in den Geisteswissenschaften behandelt wurde. Denn aufgrund „gesellschaftlicher Auslöser im Laufe des 20. Jahrhunderts“ scheint es einen „Boom des sowohl alltagssprachlichen als auch wissenschaftlichen Identitätsdiskurses“ gegeben zu haben.[28] In ihrer sehr jungen Studie aus dem Jahr 20ä5 untersucht die Germanistin Tatjana Geschwill die Identität der Bukowiner Juden in Wechselbeziehung zur Sprache und skizziert dabei verschiedene theoretische Zugänge und Definitionen von Identität aus der sozialpsychologischen Forschung. Eine traditionelle Definition mit einem Lebens-Phasenmodell würde ihr zufolge Erik H. Erikson in den 1960er Jahren anbieten. Darin wäre Identität wirksam, um nach Überwindung einiger „psychosozialer

[24] Aus der vielfachen Zitierung solcher älteren und bekannten Werke der Soziologie könnte erkennbar werden, dass zu der brandaktuellen Brisanz beim Identitätsdiskurs gewisse theoretische Überlegungen über Erinnerung, Gedächtnis und Identität nicht unbedingt veralten und immer wieder zu Rate gezogen werden können. Es ist überhaupt zu hinterfragen, inwieweit der Mensch in seinem sozialem Verhalten und in seinen Wahrnehmungsmustern entlang einer historischen Zeitachse und je nach Kulturkreis verschieden agiert und Identität unterschiedlich empfindet, oder ob gewisse tief verankerte und überlebensnotwendige Mechanismen in der Psyche des Menschen als interagierendes, soziales Wesen immer konstant bleiben.

[25] Halbwachs, Maurice. Das Gedächtnis und seine soziale Bedingungen, Frankfurt/M. 1985 (1. Originalausgabe Paris 1925).

[26] Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, bearbeitet von Elmar Seebold, 25. Aufl., Boston 2011, 436. ‚Idem‘ kann auch als „ebender, ein und derselbe“ übersetzt werden: vgl. Geschwill Tatjana, Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse, Heidelberg 2015.

[27] Vgl. Laplanche, J./Pontalis, J.-B., Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt/M. 1972, 219-223.

[28] Geschwill T., Sprache und Identität, 48.

Krisen“ schließlich ein „Gefühl von Kohärenz und Kontinuität“ herzustellen.[29] Postmoderne Theorien würden sich von diesem linearen Phasenmodell ab den 1980er Jahren distanzieren und eher die „lebenslange Prozesshaftigkeit“ der Identitätskonstruktion betonen.[30] So sähe etwa Jürgen Sträub Identität „als einen lebenslangen Aushandlungsprozess“.[31] Selbstverständlich werden die Theorien von Jan und Aleida Assmann auch ins Treffen geführt, insbesondere Jan Assmanns Ausführungen über Kultur und kollektives Gedächtnis.[32]

I.5 Gliederung

Die vorliegende Arbeit gliedert sich in einen historischen und einen theoretischen Teil, wobei aus der Theorie entnommene Überlegungen bereits in das historische Narrativ hineinfließen können. Es werden einerseits die biographischen Daten und Fakten über das Leben der Großeltern und anderer Familienangehöriger mehr oder weniger chronologisch erläutert und in ihre spezifische Zeitepoche eingebettet. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Zeit des Ersten Weltkrieges bis kurz nach Ausrufung der deutschösterreichischen Republik und der Optierung für die österreichische Staatsbürgerschaft, also etwa zwischen 1914-1921. Einige wichtige Aspekte der vielschichtigen und umfangreichen Zwischenkriegszeit werden nur kurz als Anhang beschrieben, um die schwierige Situation und die psychosozialen, persönlichen Folgen beim gewaltsamen Bruch mit der österreichischen ‚Heimat‘ durch die erzwungene Ausreise nach Uruguay zu erläutern.[33] Andererseits werden im theoretischen Teil unterschiedliche Zugänge zum Identitätsdiskurs unter Beachtung eines historisierenden Blickes für die Interpretation von unterschiedlichen Handlungsräumen und dementsprechenden Wahrnehmungswelten herangezogen. Schließlich soll aus den Fakten, den familiären Erinnerungen und Zeugnissen sowie aus der politischen, sozial- und kulturhistorischen Kontextualisierung der Versuch unternommen werden, die betroffenen Mitglieder der väterlichen Familie in ihren variablen, individuellen Identifikationsmustern und ihrer sozialen Einbettung darzustellen. Die Analyse einiger konkreter Fälle – stets mit Rücksicht auf das Risiko von Projektionsmöglichkeiten aus der Gegenwart – soll gleichzeitig als Illustration für die Situation von anderen Familien in ähnlichen Konstellationen dienen.

[29] Ebd., 51.
[30] Ebd., 52.
[31] Ebd., 57.
[32] Vgl. Assmann, Jan, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Assmann, Jan/Hölscher, Tonio (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt/M. 1988, 15, zitiert nach: Geschwill, Tatjana, Sprache und Identität, 66.
[33] In weiterer Folge ist eine genauere Untersuchung dieser Zeit sowie über den Neuanfang im uruguayischen Exil angedacht.

II. DIE „GLOBALE“ BUKOWINA UND CZERNOWITZ

Die Anfänge der Geschichte meiner väterlichen Vorfahren finden sich in der Bukowina. Nachdem im Zuge der ersten Polenteilung im Jahr 1772 Galizien – das sich zum Teil im heutigen Polen, teils in der heutigen Ukraine befindet – an das Habsburgerreich eingegliedert worden war, wurde als Folge des Russisch-Türkischen Krieges (1768-74) im Jahr 1775 die Bukowina – bis dahin ein Teil des osmanisch beherrschten Moldawiens – mit ihren ca. 10.500 Quadratkilometern von der Hohen Pforte an die Habsburger vertraglich abgetreten.[34] Die Bukowina und die Gegend um die Stadt Czernowitz waren im Laufe der Jahrhunderte ein Durchzugsgebiet und militärischer Schauplatz von Machtverschiebungen zwischen Polen, Ungarn, Moldauern, Rumänen, Osmanen, Russen, Österreicher und nicht zuletzt Ruthenen (heutige Ukrainer) gewesen.[35] Infolgedessen und durch die Ansiedlung unterschiedlichster Ethnien entwickelte sich eine besondere Durchmischung der Bevölkerung mit verschiedenen Kulturen und religiösen Orientierungen, weshalb die Bukowina rückblickend immer wieder und nicht zu Unrecht als ein kosmopolitischer Mikrokosmos gesehen wird. So scheint auch der vom Rechtshistoriker Gunther Teubner verwendete Begriff der „globalen Bukowina“ nicht ganz unpassend zu sein.[36] Im Zuge der Josephinischen Reformen wurden gegen Ende des 18. Jahrhunderts Ansiedlungsprogramme für das mit Buchen bewaldete Gebiet geschaffen, sodass viele deutsche, zum Teil protestantische Familien aus Schwaben und aus Galizien angesiedelt wurden.[37] Infolge einer neuen religiösen Toleranzpolitik Josephs II und einer anfänglichen Förderung von „zurückgesetzten Sprach- und Glaubensgemeinschaften“ im Osten des Kaiserreiches ließen sich auch viele griechisch-orthodoxe Rumänen, Ukrainer und Armenier in dem erst angeschlossenen Gebiet nieder.[38] Auch viele jiddisch sprechende jüdische Familien kamen aus Galizien oder flüchteten vor den russischen Pogromen aus Moldau und Bessarabien und siedelten sich in Czernowitz und dessen Umgebung an.[39] Nach einer zehnjährigen militärischen Verwaltung wurde die Bukowina 1786 als ein administrativer Teil dem Kronland

---

[34] Vgl. Hofbauer, Hannes, Bukowina 1774 bis 1918: Österreichs Osterweiterung. In: Cordon, Cécile/Kusdat, Helmut, (Hg.), An der Zeiten Ränder: Czernowitz und die Bukowina; Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil, Wien 2002, 13-22, hier 14; vgl. Turczynski, Emanuel, Geschichte der Bukowina in der Neuzeit, Wiesbaden 1993, 27; vgl. Ceauşu, Mihai-Ştefan, Czernowitz und die Rumänen. In: Heppner, H. (Hg.), Czernowitz, 63-80, hier: 67f.

[35] Masan, Oleksandr, Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart. In: Heppner, H. (Hg.), Czernowitz, 11-44, hier 16-20; vgl. Hirsch, Marianne/Spitzer, Leo, Ghost of Home. The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory, Berkeley-Los Angeles-London, 2010, 26.

[36] Teubner, Gunther, Globale Bukowina. Zur Emergenz eines transnationalen Rechtspluralismus. In: *Rechtshistorisches Journal* 15 (1996), 253ff, abrufbar unter: http://www.jura.unifrankfurt.de/42828668/BUKOWINA (14.05.2016); vgl. Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 2.

[37] Vgl. Rein, Kurt, Czernowitz und die Deutschen. In: Heppner, H., Czernowitz, 81-102, hier 82.

[38] Vgl. Turczynski, Emanuel, Geschichte der Bukowina, 31ff.

[39] Vgl. Rein, Kurt, Czernowitz und die Deutschen, 82f.

Galizien-Lodomerien eingegliedert. Nach weiteren 62 Jahren wurde dieses Gebiet als Folge der Revolution von 1848 von Galizien getrennt, im Jahr 1849 zum eigenen Herzogtum und infolgedessen zum Kronland als „geographisch-administrative Einheit“ des Habsburgerreiches aufgewertet.[40] Die Stadt Czernowitz, die schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ein wichtiges Handels- und Verwaltungszentrum der Bukowina gewesen war, wurde ab 1849 aufgrund ihrer günstigen strategischen Lage zur administrativen und politischen Hauptstadt des neuen Herzogtums.[41] Sie wechselte im Laufe der Zeit mehrmals ihre nationale Obrigkeit, ein Merkmal, das sich bis in das späte 20. Jahrhundert in die Geschichte der nun ukrainischen Stadt einprägen sollte.

II.1 Bildung und Kultur

Als Strategie der Kolonisation wurden Bildung und Kultur von der Wiener Zentralregierung mit gezielten Maßnahmen für die Bukowina und insbesondere für deren Hauptstadt forciert. Dabei wurde versucht, die dort befindlichen unterschiedlichen Nationalitäten und deren Sprachen zu berücksichtigen. Im Jahr 1808 wurde das erste Gymnasium in Czernowitz eröffnet.[42] Ab 1855/56 gab es „israelitisch-deutsche Volksschulen“ für beide Geschlechter in vielen Gemeinden und auch in kleinen Dörfern der Bukowina.[43] Im Oktober 1875, hundert Jahre nach der Eingliederung der Bukowina in das Habsburgerreich, wurde die *k. k. Franz-Josephs-Universität* in Czernowitz gegründet. Sie bestand aus einer Theologischen, einer Philosophischen und einer Juridischen Fakultät. Die Interkonfessionalität und der gegenseitige Dialog sollen den Charakter der Universität geprägt und dadurch den „Mythos“ von Czernowitz als Stadt der Toleranz verstärkt haben.[44] Unter den 268 Studenten im ersten Jahr gab es unter anderem 53 Rumänen, 51 Israeliten, 41 Ruthenen, 31 Deutsche und 28 Polen.[45] Mit der Gründung der „kaiserlich-dynastischen, anti-nationalen, aber deutsch geführten“[46] Universität, die eine der meist renommierten im Kaiserreich werden sollte, ging ein starker symbolischer Akt einher. Genau einhundert Jahre nach der Einverleibung der Bukowina in das Habsburgerimperium sollten die zivilisatorischen Errungenschaften der Monarchie hervorgehoben werden. Czernowitz konnte sich nun als „ein erstaunliches Kultur- und Bildungszentrum“ in einem ehemals bildungsarmen

[40] Purici, Ştefan, Die Geschichte der Bukowina. In: Heppner, H.(Hg.), Czernowitz, 179 -182, hier 180; vgl. Rein, Kurt, Czernowitz und die Deutschen, 83f.
[41] Vgl. REICHSGESETZBLATT Nr. 384/1850 vom 08. Oktober 1850, S. 1748, abrufbar unter: www.alex.onb.ac.at/ (09.05.2016); vgl. Hirsch, Marianne/Spitzer, Leo, Ghost of Home. 26.
[42] Vgl. Rein, Kurt, Czernowitz und die Deutschen, 83.
[43] Vgl. Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 140.
[44] Ceauşu, Mihai-Ş., Czernowitz und die Rumänen, 77.
[45] Vgl. Hofbauer, H., Bukowina, 19.
[46] Ebd.

und kulturell wenig entwickelten Gebiet etablieren.[47] Durch einen starken Zuzug junger aufgeschlossener Leute aus unterschiedlichen Teilen des Landes und der Monarchie, die in Czernowitz den hohen Bildungsstandard und den zunehmenden urbanen Wohlstand schätzten, wurde die Stadt gegen Ende des 19. Jahrhunderts mit „westlichem Geschmack und kosmopolitischer Intellektualität“ bereichert.[48] Im Jahr 1910 waren fast die Hälfte der rund 87.000 StadtbewohnerInnen Czernowitz` ‚Zugereiste’, die aus anderen Gemeinden und Teilen der Monarchie gekommen waren.[49] Freilich gab es verschiedene Interpretationen über den zivilisatorischen Arm der Monarchie, je nachdem aus welcher nationalen Gesinnung dies betrachtet wurde.[50]

Das „Experiment Bukowina“[51] und insbesondere die Hauptstadt Czernowitz wurde damit zu einem Vorzeigeprojekt der Habsburgermonarchie. Es sollte gezeigt werden, dass die deutsche Kultur und Zivilisation bis in die armen, östlichen Grenzbereiche des Reiches gebracht werden konnte.[52] Gleichzeitig sollte das von der österreichischen Zentralregierung geförderte Mit- und Nebeneinander der unterschiedlichsten Ethnien, Sprachen und Konfessionen als Gegensteuerung zu national-spalterischen Tendenzen und für den Zusammenhalt des Kaiserreiches beispielgebend wirken. Schon Anfang des 19. Jahrhunderts waren vom Staat neben der deutschen auch die ukrainische und die rumänische Sprache in den höheren Schulen eingeführt worden. Beide Sprachen durften auch ab 1860 neben dem Deutschen von den Parteien bei Behördenwegen und für Schriftstücke in den öffentlichen Ämtern verwendet werden.[53]

II.2 Multikulturalität und die Jüdische Gemeinde

Am Ende des 19. Jahrhunderts lebten in Czernowitz fünf größere Bevölkerungsgruppen bzw. ‚Nationalitäten‘ mit- oder nebeneinander. Bei der Volkszählung von 1910 zählte man im engeren Stadtgebiet 87.128 EinwohnerInnen: 15.254 Ruthenen (heute: Ukrainer), 13.440 Rumänen, 14.893 Polen, 12.747 Deutsche und 28.613 „Israeliten“.[54] Die jüdische Gemeinde machte somit

[47] Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 139.
[48] Masan, O., Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, 28f.
[49] Von 87.128 StadtbewohnerInnen waren nur 45.206 in Czernowitz heimatberechtigt, 22.843 in einem anderen politischen Bezirk, 17.397 in einem anderen Land der Monarchie, 1.314 in einem „fremden Land“: vgl. *Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom 31. Dezember 1910*, 54f.
[50] Vgl. Hofbauer, Hannes, Bukowina 1774 bis 1918, 18f.
[51] Rein, K., Czernowitz und die Deutschen, 83.
[52] Aussage von Mykola Kuschnir, Direktor des Czernowitzer *Museums für jüdische Kultur und Geschichte der Bukowina* (Gespräch am 03.05.2016, Czernowitz).
[53] Vgl. Rein, K., Czernowitz und die Deutschen, 83; vgl. Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 140.
[54] Die Nationalitäten korrespondieren mit der Erhebung der jeweiligen Sprachzugehörigkeit, wobei ein Unterschied zwischen dem jüdischen und dem nicht jüdischen Anteil der deutschsprechenden Bevölkerung (insgesamt 41.360 Personen) durch das Konfessionsbekenntnis gemacht wird. Dadurch ergibt sich die Spaltung zwischen ‘Deutschen‘ (katholisch oder protestantisch) und ‚Israeliten‘ bzw. ‚Juden‘: vgl. *Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom*

fast 33% der Stadtbevölkerung aus, während sich die anderen vier Nationalitäten mit jeweiligen Anteilen zwischen etwa 15% und 18% relativ gleichmäßig verteilten. Demgegenüber war der Anteil der jüdischen Bevölkerung mit ca. 102.000 Menschen oder 12,8% der Gesamtbevölkerung der Bukowina nicht so stark repräsentiert wie in deren Hauptstadt. Insofern kann Czernowitz als eine besondere jüdische Enklave betrachtet werden, denn selbst im Großraum Czernowitz mit den umliegenden Vororten war das Verhältnis zugunsten der orthodoxen Ruthenen und Rumänen umgekehrt. So gab es bei der Volkszählung von 1910 in „Czernowitz-Umgebung“ bei 103.306 EinwohnerInnen bloß 10.914 Juden, dafür 57.136 Ukrainer und 29.563 Rumänen; der griechisch-orthodoxe Glauben mit 82.088 bekennenden Personen war hier am stärksten repräsentiert.[55]

Es ist daher verständlich, dass viele jüdische Familien und Studenten das moderne Leben in Czernowitz bevorzugten, insbesondere, wenn sie sich mit der deutschen Bildungskultur identifizierten und wohlhabend waren. Überhaupt wurde Assimilation, die Aneignung deutscher Bildung und Sprache, zunehmend ein Sprungbrett zum sozialen Aufstieg und zu größeren Mitgestaltungsmöglichkeiten am Stadtgeschehen.[56] Die jüdische Bevölkerung unter all den anderen Nationalitäten und Konfessionen spielte daher eine besondere Rolle für die Monarchie. Juden und Jüdinnen, die keine eigene anerkannte Nationalität als solche besaßen, nahmen nach und nach die vom Kaiserhaus und der Reichshauptstadt geforderte deutsche Sprache und Kultur an: „Wien war das Vorbild für die ‚Buko-Wiener‘, wie man sich selbst ironisch, aber nicht ohne Stolz verspottete“.[57] Als HauptträgerInnen der deutschen Kultur wurden sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu den loyalsten Untertanen von Kaiser Franz Joseph und seiner multiethnischen Monarchie.[58] Und das Kaiserhaus setzte auf sie als transnationale Repräsentanten einer multikulturellen Eintracht im supranationalen Reich.

Die erste Ansiedlung von Jüdinnen und Juden im Gebiet der Bukowina geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf das Spätmittelalter zurück.[59] In Czernowitz selbst geht man von der Anwesenheit einer festen jüdischen Gemeinde spätestens seit den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts aus.[60] Die Besonderheit der jüdischen Gemeinde als größte ‚Ethnie‘ lag also in ihrer verhältnismäßigen starken Präsenz und ihrem dementsprechenden politischen und

---

31. Dezember 1910 im Herzogtum Bukowina nach Angaben der k.k. statistischen Zentral-Kommission in Wien (Mitteilung des statistischen Landesamtes des Herzogtums Bukowina; 17), Czernowitz, 1913, 54f.; vgl. dazu: Sha'ari, David, Die jüdische Gemeinde von Czernowitz. In: Heppner, H. (Hg.) Czernowitz, 103-128, hier 112.

[55] Vgl. *Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom 31. Dezember 1910 im Herzogtum Bukowina*, 54f.

[56] Vgl. Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 27

[57] Rein, K., Czernowitz und die Deutschen, 83.

[58] Vgl. Rozenblit, Marsha L., Reconstructing a National Identity, 153.

[59] Vgl., Kassner, Salomon, Die Juden in der Bukowina, Wien-Berlin 1917, 8f.

[60] Vgl. Masan, O., Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, 19.

gestalterischen Einfluss auf das kulturelle, soziale und wirtschaftliche Leben der Stadt. Diese außerordentliche und einflussreiche Teilnahme der Juden am Stadtgeschehen wurde von staatlicher Seite auf Kosten und als Gegenleistung ihrer Assimilation geduldet und gefördert.[61] In den letzten Jahren der Monarchie waren fast die Hälfte der fünfzig maßgebenden Personen in der städtischen Verwaltung Juden; es gab auch zwei jüdische Bürgermeister, Edward Reis (1905-1908) und Solo von Weissenberg (1913-1914).[62] Ohne es zu beabsichtigen, waren die Juden durch ihr zunehmendes Bekenntnis zur österreichischen Kultur seit dem Josephinischen Toleranzedikt so etwas wie „Agenten" einer zielgerichteten Zentralisierungs- und Bildungspolitik der Habsburger im äußersten Osten der Monarchie geworden.[63] Als „einzige europäische Hauptstadt mit einer relativen Mehrheit an jüdischer Bevölkerung"[64] kann Czernowitz *die* ‚jüdischste' Stadt der Habsburgermonarchie genannt werden, wenn auch die Gemeinden von Budapest, Wien oder Lemberg zahlenmäßig größer waren. Doch im Verhältnis zur Zusammensetzung der städtischen Restbevölkerung, die konfessionell und ethnisch einheitlicher war, hatten diese drei jüdischen Gemeinden bei weitem nicht so ein starkes Gewicht wie in Czernowitz.

Dabei bildete zu Beginn des 20. Jahrhunderts die jüdische Gemeinde Czernowitzs keinesfalls eine homogene Gruppe. So gab es von 1872 bis 1875 zwei zerstrittene Kultusgemeinden, die der „Fortschrittlichen", sprich der aufgeklärt Assimilierten, und die der „Finsterlinge", wie die konservativ Orthodoxen und Chassidim vom aufgeklärten Oberrabinner Dr. Elieser Elijahu genannt wurden.[65] Doch wurde der politische Einfluss der Ultraorthodoxen und der religiösen Juden ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts immer schwächer, wodurch sich Czernowitz von anderen größeren jüdischen Gemeinden im Osten der Monarchie deutlich unterschied.[66] Ein neues Kommunalgesetz der österreichischen Zentralregierung aus dem Jahr 1890 verlangte zudem für alle Gemeinden der österreichischen Reichshälfte die Zugehörigkeit „aller" jüdischen BürgerInnen zu einer einzigen Kultusgemeinde „als eine gesetzliche Einheit" in jedem Ort.[67]

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts breitete sich auch der „praktische" Zionismus in Czernowitz unter Teilen der jüngeren Generation aus, die mit dem Ziel der Auswanderung nach Palästina vor

[61] Vgl. Silbermann, Edith, Deutsch – die Muttersprache der meisten Bukowiner Juden. In: Cordon, C./Kusdat, H.(Hg.), An der Zeiten Ränder, 39-44, hier 39.
[62] Vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 120.
[63] Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 26; vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 111f.
[64] Hofbauer, H., Bukowina, 13.
[65] Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 109.
[66] Vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 122.
[67] Ebd., 117.

Augen die Pflege der hebräischen Sprache förderten und sich gegen Assimilation aussprachen.[68] Die sogenannten „politischen“ Zionisten sollen jedoch einen stärkeren Einfluss in der Stadt ausgeübt haben.[69] Letztere setzten sich für die Anerkennung des Judentums mit der jiddischen Sprache als nationale Einheit innerhalb des multinationalen Habsburgerreiches ein. Dazu kamen noch die sozialistisch und international orientierten, sogenannten ‚Bundisten‘,[70] die nach „Sicherung einer jüdischen nationalen Vertretung in allen Bereichen des öffentlichen Lebens“ strebten.[71] Inwieweit letztlich die Assimilation in Czernowitz richtig gedieh, ist Gegenstand unterschiedlicher historischer Betrachtungsweisen: diese hängen oft vom jeweiligen Standpunkt der VerfasserInnen über das jüdische Leben dieser Stadt ab.[72]

Durch einen von der Gemeindeverwaltung praktizierten „Pragmatismus“ und die einflussreichen politischen Funktionen des Gemeindevorsitzenden und Rechtsgelehrten Benno Straucher – Reichstagsabgeordneter, Landtags- und Gemeinderatsmitglied, Präsident des *Jüdischen Clubs* im Reichstag usw. – scheint die Czernowitzer jüdische Gemeinde eine gewisse Einheit trotz aller unterschiedlichen Standpunkte bewahrt zu haben.[73] Dieses konsensuale Miteinander spiegelte auch die relativ reibungslose Beziehung der jüdischen Bevölkerung zu anderen Nationalitäten in der Stadt wider. Fast mythenhaft ist die Tradierung des friedvollen Umgangs sowohl unter den erwähnten jüdischen Gruppierungen als auch zwischen den unterschiedlichen Nationalitäten und unter den sechs größeren Konfessionsgruppen, die in der Stadt lebten. Außer den Israeliten waren da die Protestanten, die Griechisch-Orthodoxen, die Römisch-, Armenisch- und Griechisch-Katholiken. Die „Theorien über eine musterhafte interethnische Pax“[74] mögen den Mythos dieses friedvollen Miteinanders verstärkt haben, doch dürfte dieser von der Realität in den letzten Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg nicht weit entfernt gewesen sein: „In den Nachbarländern (…) bitterster, wüstester Groll eines Volkes gegen das andere, hier allein Friede und Eintracht“, schrieb etwa der galizisch-jüdische Schriftsteller Karl Emil Franzos, der in Czernowitz vom 1859 bis 1867 das deutsche Staatsgymnasium besuchte.[75] In dieser Stadt sah er

[68] Ebd., 120.
[69] Ebd., vgl. auch 121f.
[70] Vgl. Lappin-Eppel, Eleonore, Nathan Birnbaum und der österreichische Zionismus. In: Hecht, Dieter/Zentrum für jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg (Hg.), *Chilufin, Zeitschrift für jüdische Kulturgeschichte* 07/2009, 19-42, hier 32. Die ‚Bundisten‘ orientierten sich nach dem ‚Allgemeinen Jüdischen Arbeiterbund Russlands‘, vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Bundisten (18.05.2016).
[71] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 121.
[72] Im Aufsatz von David Sha'ari kann mit einiger Deutlichkeit ein zionistischer Standpunkt herausgelesen werden (er spricht etwa von „glühenden Zionisten“), welcher der jüdischen Assimilationsentwicklung der Stadt ihr Gewicht abspricht. Dabei steht diese Aussage im Widerspruch zu der von ihm ebenfalls erwähnten Ausbreitung deutscher Bildungssprache und Kultur in Czernowitz: vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 123.
[73] Vgl. ebd., 118f, 122.
[74] Purici, Ş., Die Geschichte der Bukowina, 181.
[75] Franzos, Karl Emil, aus: Halb-Asien, Bd. 2, 5. Aufl., Stuttgart-Berlin, 1914, 281, zitiert nach: Turczinsky, E., Geschichte der Bukowina, 141.

eine „Oase deutscher Kultur“ im Gegensatz zu extremer Armut und zum Aberglauben in den von ihm in Kurzgeschichten beschriebenen orthodoxen Shtetl-Gemeinden am Land.[76] Freilich kann man damit spekulieren, dass diese relative Harmonie in einer Provinzhauptstadt mit ca. 87.000 EinwohnerInnen, die sich zumindest oberflächlich kennen mussten und wo sich die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen anteilsmäßig die Waage hielten, leichter als in der anonymen Atmosphäre des gegenseitigen Misstrauens einer Zweimillionen Metropole wie der Stadt Wien zu handhaben war.

An dieser Stelle sollte jedoch dieser von den Nachfolgegenerationen und von einigen HistorikerInnen sowie KulturwissenschaftlerInnen tradierte Mythos etwas relativiert werden. So spricht Tatjana Geschwill von „mitunter uneinheitlich verlaufenden Diskussionen um die ideologiezentrierte Analyse“ der musterhaften Harmonie unter den unterschiedlichsten Ethnien in der Bukowina.[77] Auch Hannes Hofbauer spricht eher von einem Leben „neben- als miteinander“ der dort ansässigen Volksgruppen und bezieht sich selbst auf einen Roman von Karl Emil Franzos, wo „soziale und nationale Trennungen“ zum Vorschein kamen.[78] Was die Stadt Czernowitz betrifft, so sei „ihre kulturelle und geistige Hochblüte gegen Ende des 19. Jahrhunderts nachträglich als nostalgisch verklärte Multikulturalität ausgelegt“ worden.[79] Der konzentrierte Blick auf die kulturellen Errungenschaften und auf bestimmte Persönlichkeiten der Bildungselite in der Geschichte dieser Stadt mögen also nachträglich die Sicht auf den tatsächlichen Umgang und den Alltag unter den ‚normalen‘ Durchschnittsmenschen etwas verstellt haben. Schließlich konstatiert Tatjana Geschwill eine „Mischung aus Realität und Idealisierung“ als Ursprung des besprochenen Mythos.[80]

Andererseits kann Czernowitz in seiner Geschichte als eine Art »Identitätswerkstatt« gesehen werden, in welcher jede einzelne Bevölkerungsgruppe darauf bedacht war, ihre eigene Gruppenidentität innerhalb der multikonfessionellen und multiethnischen Gesellschaft zu suchen und zu bewahren. Jede Ethnie bemühte sich um ihr „kulturelles Eigenleben“, hatte eigene Schulen, Vereine und gab eigene Zeitungen heraus.[81] Neben den religiösen Einrichtungen, den vielen Vereinen und unterschiedlichen Konfessionskirchen gab es für jede der größeren Bevölkerungsgruppen eine Kulturinstitution mit eigenem Gebäude: das Polnische, das Ruthenische, das Rumänische, das Jüdische und auch das Deutsche Haus. Letzteres wurde im

[76] Vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde 112.
[77] Geschwill, T., Sprache und Identität, 40.
[78] Hofbauer, H., Bukowina, 13: hier ist die Rede von *Der Pojaz* (1905) von Karl Emil Franzos.
[79] Ebd.
[80] Geschwill, T., Sprache und Identität, 41.
[81] Wolfenhaut, Julius, Nach Sibirien verbannt. Als Jude von Czernowitz nach Stalinka 1941-1994, Frankfurt/M., 2005, 25.

Jahre 1910 zwei Jahre nach der Eröffnung des Jüdischen Hauses als eines der letzten und als das größte Nationalhaus Czernowitzs in der noblen Herrengasse eröffnet. Es war von der christlich-deutschen Gemeinschaft mit ihren 12.750 Mitgliedern in der wahrscheinlichen Absicht der Abgrenzung von der einflussreichen israelitischen, ebenfalls deutschsprechenden Gemeinde gegründet worden.[82] Letztgenannte war gut vernetzt und sozial engagiert: mit ihren vielen Wohltätigkeits- und Kultureinrichtungen war sie als „die Gemeinde der hundert Vereine" bekannt.[83] Im Jahr 1908 wurde das Jüdische Haus als ein stattliches und repräsentatives Gebäude auf dem zentralen Theaterplatz neben dem von den Wiener Architekten Fellner und Helmer gebauten Stadttheater eröffnet. Es war ein Jubiläumsjahr in doppelter Hinsicht: die 500-jährige Feier der Stadtgründung und das 60. Regierungsjahr von Kaiser Franz Josef.

Es sollte vielleicht nicht übersehen werden, dass gerade dieses Ringen um Abgrenzung bei gleichzeitigem alltäglichen Nebeneinander bis Miteinander der unterschiedlichen Ethnien in einem relativ kleinen urbanen Umfeld mit überschaubarer Bevölkerungsgröße sich auch als ein Teil eines eigenen ‚Czernowitzer' Selbstverständnisses herauskristallisieren hat können. Möglicherweise war diese Charakteristik als gemeinsamer Nenner allen Mitgliedern der verschiedenen Nationalitäten und Konfessionen eigen. Es darf daher vermutet werden, dass ein von vielen oder sogar den meisten BürgerInnen geteiltes Identitätsmerkmal darin bestand, sich in einem multikulturellen und mehrsprachlichen Lebensumfeld mit Natürlichkeit zu bewegen. In derselben Weise kann man auch von einer ‚Bukowiner Identität' unabhängig von jeglicher Konfessionszugehörigkeit oder jeglichem Bekenntnis zu einer spezifischen Nationalität sprechen, welche nur zum Ausdruck gebracht wurde, wenn eine Bedrohung der Autonomie der Region von außen kam. So sprachen sich unterschiedlichste politische Führungskräfte im Jahre 1861 für eine Beibehaltung der Autonomie und gegen eine Wiedereingliederung als Teil Galiziens aus mit dem Argument eines „Gefühls der eigenen politischen Individualität", das in der Bevölkerung der Bukowina „tief verwurzelt" sei.[84]

II.3 Die Rolle der Sprache

Die Sprache eines Menschen sowie die gemeinsam geteilte Sprache eines Kollektivs bilden mit Sicherheit einen der wesentlichsten Bausteine auf dem Weg der Herstellung einer eigenen Identität. Es ist daher verständlich, „dass der Sprache […] bei der Identitätsforschung […] stets

[82] Vgl. Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 59.
[83] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 123.
[84] HHST Archiv Wien, Kabinettskanzlei-Akten, Petition der Bukowiner an den Kaiser vom 24. Dez. 1860, S. 12, zitiert nach: Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 135.

eine übergeordnete und identitätsstiftende Rolle zugewiesen wird".[85] Durch das Nebeneinander unterschiedlicher Ethnien in der Bukowina war die Vielsprachigkeit vieler ihrer BewohnerInnen eines ihrer hervorstechenden, kulturellen Merkmale. Im Zuge der Erstarkung nationalistischer Strömungen im 19. Jahrhundert wurde das Thema ‚Sprache' als Komponente nationaler Identität immer wichtiger betrachtet und dementsprechend kontroversiell diskutiert.

Die jüdischen Gemeinden mit ihrer gewachsenen Mehrsprachigkeit waren davon in einem besonderen Maß betroffen. Mit den josephinischen Reformen wurden gegen Ende des 18. Jahrhunderts die Juden und Jüdinnen verpflichtet, Deutsch zu lernen.[86] Das Jiddische wurde als nationale Sprache offiziell nicht anerkannt.[87] Die Assimilation fand zu großen Stücken über den Weg der Sprachaneignung statt, doch als parallele Entwicklung dazu gab es gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch eine „bewusste Hinwendung des jüdischen Bildungsbürgertums zum hebräischen Schrifttum".[88] Die herrschende Sprache der öffentlichen Ämter und der Beamten war Deutsch, welche spätestens ab der Mitte des 19. Jahrhunderts eine allgemein akzeptierte Bildungssprache wurde.[89] In vielen jüdischen Haushalten wurde dennoch weiterhin Jiddisch als Umgangssprache verwendet. Daneben eigneten sich die neueren Generationen „mundartliche Elemente" auch aus anderen vorherrschenden Sprachen wie aus dem Ruthenischen (=Ukrainisch) an; so ergab sich eine breite „Sprech- und Sprachtoleranz" unter der Bevölkerung von Czernowitz.[90] Auf diese Weise entwickelte sich unter den Jüngeren das sogenannte „Bukowiner-Deutsch"[91] mit seinen „Eigenheiten […], die es zu einer einmaligen deutschen Sprachinsel" machten.[92] Die Sprachforscherin Tatjana Geschwill spricht in diesem Zusammenhang von „Interferenzen", die unter Fachleuten als „Bukowinismen" bezeichnet werden.[93]

Ende August 1908 fand die weltweit erste und einzige Konferenz über die jüdische Sprache in der Habsburgermonarchie statt, die vom Wiener Autor und damaligen Zionisten Nathan Birnbaum organisiert wurde. Es ging darum, der jüdischen Ethnie die Anerkennung einer eigenen nationalen Sprache zu ermöglichen und „ihre gesellschaftliche, politische und kulturelle

[85] Geschwill, T., Sprache und Identität, 130.
[86] Vgl. Silberermann, Edith, Deutsch – die Muttersprache der meisten Bukowiner Juden. In: Cordon, C./Kusdat, H. (Hg.), An der Zeiten Ränder, 39-44, hier 39.
[87] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 120; vgl. Geschwill, T., Sprache und Identität, 44.
[88] Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 110.
[89] Ebd., 139f., auch 110.
[90] Ebd., 110; vgl. Wolfenhaut, J., Nach Sibirien verbannt, 37.
[91] Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 109.
[92] Wolfenhaut, J., Nach Sibirien verbannt, 37.
[93] Geschwill, T., Sprache und Identität, 42.

Gleichberechtigung“ zu fordern.[94] Dabei entfachte eine Debatte zwischen den Zionisten, die das Hebräische als jüdische Sprache bevorzugten, und den Bundisten, die für das Jiddische als Nationalsprache eintraten. Zum Schluss einigten sich beide Lager auf einen Kompromiss, in welchem beide Sprachen als gleichberechtigte Nationalsprachen des jüdischen Volkes akzeptiert wurden.[95] Doch diese Konferenz, die von nationalistischen und sozialdemokratischen Kräften initiiert worden war, fand „außerhalb“ des jüdischen „Etablissements“ statt.[96] Denn nach wie vor bediente sich das Bildungsbürgertum hauptsächlich des Deutschen als „Kommunikationssprache“.[97] Schließlich änderte diese Sprachkonferenz nichts an der ablehnenden Haltung der Obrigkeiten: die Forderung nach der offiziellen Anerkennung einer eigenen jüdischen Nationalsprache wurde von den Behörden der Monarchie weiterhin nicht erfüllt. So war die Unterrichtssprache in den Schulen für die zuhause noch Jiddisch sprechenden Kinder Deutsch.[98]

Im Jahr 1913 gab es in der gesamten Bukowina 562 öffentliche Volksschulen, davon wurde an 73 in deutscher Sprache unterrichtet.[99] Die Schulen in Czernowitz waren allgemein bekannt durch ihre „äußerst heterogene, pluriethnische, polyglosse Schülerpopulation“.[100] So sprachen viele der jüdischen Kinder neben Deutsch und Jiddisch noch zwei bis drei andere Umgangssprachen der Bukowina. Es gab auch einige gemischtsprachige Volksschulen mit bis zu vier Unterrichtssprachen und mehrsprachige Gymnasien. Der Anteil der jüdischen Mittelschüler und einiger Schülerinnen war mit bis zu über 40% gegen Ende des 19. Jahrhunderts relativ hoch.[101]

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts verstärkten sich die nationalistischen Tendenzen für eine kulturelle Einheit, und damit einher ging ein „Prozess gegen Mehr- und Vielsprachigkeit“.[102] Denn diese wurde auf einmal zu einem negativen Merkmal, das sich insbesondere gegen die Juden richtete, „und zwar gerade dann, wenn sie sich der deutschen Sprache bedienten“.[103] Da das „nationale Subjekt“ mit den Charakteristika eines klar einzuordnendem kulturellen Umfelds und der Einsprachigkeit gefordert wurde, wurde das

[94] Vgl., Czernowitzer Allgemeine Zeitung, Nr. 1396, 06. Sept. 1908, S. 5., abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1908 (14.06.2016).
[95] Ausführliche Dokumentation darüber lässt sich im *Museum für jüdische Kultur und Geschichte der Bukowina* in Czernowitz finden; vgl. http://muzejew.org.ua/ (14.06.2016).
[96] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 122.
[97] Geschwill, T., Sprache und Identität, 44.
[98] Vgl. Burger, H., Heimatrecht und Staatsbürgerschaft, 110.
[99] Vgl. G., T., Sprache und Identität, 44.
[100] Burger, H., Heimatrecht und Staatsbürgerschaft, 115.
[101] Vgl. Ebd., 116: es ist auch bemerkenswert, dass die als noch wirtschaftlich rückständig zählende Bukowina ein Kronland mit einem der höchsten Anteile an MittelschülerInnen in der Monarchie war.
[102] Ebd., 117
[103] Ebd.

außergewöhnliche, viersprachige Volksschulwesen der Bukowina abgeschafft.[104] Denn nun wurde versucht, „möglichst deutliche, vermeintlich wissenschaftliche Kriterien zur Bestimmung und Identifizierung von Nationalität zu finden“.[105] Die Folgen solcher nationalistischer Strömungen und deren Forderungen läuteten eine grundlegende Veränderung im sozialem Umgang unter den unterschiedlichen Ethnien der Bukowina ein, deren besonderes „Hauptmerkmal“ laut Tatjana Geschwill „die Vielsprachigkeit, die Vorurteilsfreiheit und die Kulanz von Behörden und Individuen gegenüber selbst kleinsten Glaubens- und Sprachgemeinschaften“ gewesen war.[106] Für die mehrsprachigen Juden, die eher „zwischen den Nationalitäten als in ihnen“ standen,[107] begann damit eine neue Phase der Verunsicherung und Bedrohung ihrer gewachsenen, multikulturellen, oder auch „multiplen“ Identitäten.[108]

II.4 Lebensläufe und familiäres Umfeld von Wolf Rudich und Serafine König

Wolf Rudich wurde am 15. Februar 1885 in Schipenitz geboren, einer kleinen Ortschaft etwa zwanzig Kilometer nördlich von Czernowitz gelegen. Bei der Volkszählung vom Jahr 1910 lebten in dieser Gemeinde 3.440 EinwohnerInnen; die meisten davon – genau 3.275 Personen – waren orthodoxe Ruthenen (UkrainerInnen); nur 136 zählten als ‚Israeliten’, also Juden und Jüdinnen. Da das Jiddische nicht als offizielle Sprache anerkannt wurde, gaben fast alle Juden die deutsche Sprache als ihre eigene an. So werden 138 deutschsprechende Personen in Schipenitz vermerkt, woraus zu schließen ist, dass es sich um die 136 BewohnerInnen aus der jüdischen Volksgruppe plus zwei nicht jüdische Deutschsprechende handelt, die wahrscheinlich römisch katholisch waren.[109] Schipenitz gehörte verwaltungstechnisch zum Bezirk der größeren und näher gelegenen Stadt Kotzmann. Diese zählte bei derselben Volkszählung 45.135 EinwohnerInnen, wobei hier der Anteil der deutschsprechenden jüdischen Bevölkerung mit 3.839 Personen oder etwas über acht Prozent der Gesamtbevölkerung rund doppelt so viel als in Schipenitz ausmachte.[110]

Als Kind besuchte Wolf in Kotzmann sieben Jahre die Volksschule; anschließend ging er in die Mittelschule in Czernowitz, wo er zumindest sechs Klassen absolvierte.[111] Er studierte später mindestens acht Semester Rechtswissenschaften an der k.k. Franz-Josephs-Universität in

---

[104] Ebd., 118.
[105] Ebd.
[106] Geschwill, T., Sprache und Identität, 45.
[107] Burger, H., Heimatrecht und Staatsbürgerschaft, 117.
[108] Ebd., 129.
[109] Vgl. *Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom 31. Dezember 1910 im Herzogtum* Bukowina, 70f.
[110] Es befanden sich keine Protestanten bei dieser Volkszählung in Schipenitz: vgl. ebd., 54f.
[111] Vgl. Optionsansuchen für die Österreichische Staatsbürgerschaft: Wolf Rudich, Öst. Staatsarchiv, AdR, Bundesministerium für Inneres und Unterricht, AktZ.: 103.467/21.

Czernowitz, wo er Anfang Oktober 1913 den Abschluss bekam.[112] Er wurde spätestens ab 1918 in den meisten seine Person betreffenden Dokumenten mit dem Doktortitel und als „Advokatuskandidat“ oder „Rechtsanwaltsanwärter“ geführt.[113] Da sich in den bis zum Jahr 1912 durchgesehenen Adressbüchern von Czernowitz weder sein Name noch der seiner Eltern Schlomir (oder Samuel oder Salomon) Rudich und Scheindl Rudich, geborene Eckhaus, finden lässt, liegt die Vermutung nahe, dass der junge Wolf während seiner Schul- und Studienzeit bei väterlichen oder mütterlichen Verwandten gewohnt hat. Immerhin gab es mehrere Adressen mit dem Familiennamen Rudich und zwei mit dem Namen Eckhaus.[114] Vater Schlomir wurde in einer Inskriptionsbestätigung seines Sohnes an der Universität Wien vom Jahr 1915 als „Wirtschaftsbeamter“ angeführt, der in Styrcze wohnte, einer kleinen Gemeinde, die zum größeren Stadtbezirk Sereth (heute rumänisch: ‚Sirce‘) gehörte.[115] Hier war der jüdische Anteil an der Stadtbevölkerung (ca. 65.000 EinwohnerInnen) in etwa so groß wie in Kotzmann; in Sereth befand sich auch neben Suceava und Czernowitz eine der ersten drei anerkannten jüdischen Gemeinden der Bukowina.[116]

Laut eines josephinischen Gesetzes aus dem Jahr 1783 waren die Juden aufgefordert worden, deutsche Namen anzunehmen.[117] Die Namen der Eltern Schlomir und Scheindl waren aber noch typisch jüdische Namen, der deutsche Name Wolf für den eigenen Sohn zeugt nun eher von einem Wunsch nach Assimilation seitens der Eltern. Wenn man bedenkt, dass der Vater als Wirtschaftsbeamter für die österreichische Monarchie gearbeitet hat und dass die herrschende Behörden- und Beamtensprache Deutsch war, ist dies ein weiteres Indiz einer erfolgten Assimilation der Familie Rudich. Es ist auch anzunehmen, dass insbesondere die jungen Juden und Jüdinnen ihren deutschen Namen bevorzugten, wenn sie von den kleinen Gemeinden am Land in die Hauptstadt Czernowitz zogen.[118] Die Assimilierten hatten jedenfalls bessere Chancen als die nicht Assimilierten, beruflich und sozial aufzusteigen und Teil der modernen kulturellen Welt zu werden, die eng mit der österreichisch-bürgerlichen Kultur der Metropole Wien in Verbindung stand.[119]

---

[112] Vgl. k.k. Franz-Josephs-Universität Czernowitz: Liste der Studenten im WS 1913/14, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 216, Inv. 5, Akt. Nr. 2.
[113] Vgl. TRAUUNGSBUCH, VIII. Bezirk (Josefstadt), 273, Archiv der IKG Wien, A/VIE/IKG/I/VIE/BUCH/MA; vgl. Optionsansuchen für die Österreichische Staatsbürgerschaft: Wolf Rudich.
[114] Vgl. *Adressbuch von Czernowitz samt Vorstädten, zusammengestellt nach Daten der k. k. Polizeidirektion, sowie der Städte Radautz und Suczawa, Kalender 1914*, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, 03.26 / A 22.
[115] ‚Nationale' (= Inskriptionsbestätigung) Wolf Rudich an der Universität Wien Phil Fak. WS 1915/16, Archiv der Universität Wien.
[116] Vgl. *Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom 31. Dezember 1910 im Herzogtum Bukowina*, 6, 54f; vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 107.
[117] Vgl. ebd.
[118] Vgl. Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 35.
[119] Vgl. ebd., 28ff.

Als Student der Rechtswissenschaften mit der Aussicht auf Ausübung eines freien Berufes gehörte Wolf Rudich mit hoher Wahrscheinlichkeit – wie viele seiner Zunft – zu den deklarierten „Anhängern der deutschen Sprache und Kultur“.[120] Aufgrund mangelhafter Quellenlage kann hier jedoch keine eindeutige Aussage gemacht werden, inwieweit er religiös, Mitglied oder Sympathisant einer der vielen jüdisch-studentischen Verbindungen oder Teil einer bestimmten Gruppe von den erwähnten Fraktionen unter der jüdischen „Gemeinde der hundert Vereine“ war.[121] Es kann durchaus sein, dass er sich neutral und apolitisch verhielt, wobei dies eher die Ausnahme als die Regel bedeuten würde in einer Gesellschaft, die von unserem heutigen Individualismusverständnis noch weit entfernt war, in der der Einzelne gewöhnlich danach trachtete, sich einer bestimmten identitätsstiftenden Gruppierung zugehörig zu empfinden. Bei Beginn der russischen Offensive im Hochsommer 1914 und kurz nach der Einnahme von Czernowitz durch die russische Armee verließ Wolf Rudich die Stadt, in der er seine Jugend und Studienjahre verbracht hatte, und kam als neunundzwanzigjähriger Kriegsflüchtling nach Wien.

Serafine König wurde am 23. Mai 1896 in Czernowitz geboren. Sie war das älteste von vier Kindern, die aus der Ehe von Marie König, geborene Schneeweiß, und Samuel König hervorgegangen sind. Sie hatte drei jüngere Brüder, Max, Siegfried (‚Sigi‘) und Theodor (‚Theo‘). Mutter Marie war aus ihrer Geburtsstadt Zadowa mit ihrer verwitweten Mutter Berta Schneeweiß und ihren eigenen vier Geschwistern in jungen Jahren nach Czernowitz gezogen. Im Juli 1912 starb Maries Ehemann Samuel König an Magenkrebs im Alter von 45 Jahren. Er wohnte damals mit seiner Familie in Zentrumsnähe am Schulsteg Nr. 4.[122] Diese kleine Gasse befand sich am Weg zur großen Synagoge, daher der Name, da ‚Schul‘ eine Bezeichnung für Synagoge ist. Diese Adresse scheint eng mit der Familie Schneeweiß in Verbindung gestanden zu sein: der Kaufmann Nathan Wolfenhaut, der mit Maries Schwester Peppi Schneeweiß verheiratet war, wohnte laut Czernowitzer Adressbuch von 1913 ebenfalls am Schulsteg Nr. 4.[123] Und auch der Buchhalter Moses Schneeweiß, Bruder von Marie und Peppi, scheint an derselben Adresse in den Jahren 1918/19 gewohnt zu haben.[124] Die Adresse unweit des Rathausplatzes und in Zentrumsnähe kann als Zeichen von relativem Wohlstand einer wahrscheinlich assimilierten und gut situierten Familie gesehen werden.

---

[120] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 112.
[121] Ebd., 123.
[122] Sterbematrikel Samuel König, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 1245, Inv. 15, Akt.Nr. 82.
[123] Vgl. *Adressbuch von Czernowitz samt Vorstädten*, A 22.
[124] Die älteren Söhne Maries wohnten bei ihrem Onkel am Schulsteg 4, als sie noch während des Krieges nach Czernowitz zurückfuhren, um dort die Schule abzuschließen: vgl. Namenseintragung im Klassenbuch der 6B Klasse im Deutschen Staatsgymnasium von Czernowitz, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 232, Inv. 2, Akt.Nr. 104.

Eindeutiger in diese Richtung ist der Grabstein von Samuel König im alten Jüdischen Friedhof von Czernowitz zu interpretieren. Dieser befindet sich im ersten und noch relativ gut gepflegten Abschnitt des Friedhofs, in der Nähe der heute heruntergekommenen Säulenhalle und des Hauptportals, nicht weit von den Grabsteinen einiger bekannter Persönlichkeiten aus der jüdischen Gemeinde des 19. Jahrhunderts entfernt. Königs Grabstein ist wie ein heroisches Denkmal relativ aufwendig gestaltet: Er besteht aus drei Teilen. Das untere Fundament ist ein breiter und solider Sockel in quadratischer Form. Darüber befindet sich ein weiterer Quadrat in der Form eines kleinen Tempels mit Giebeldach, darin eine dunkle Steinplatte – vermutlich aus Granit – mit eingravierter Inschrift in deutscher Sprache: „Samuel König, Realitätenbesitzer, gest. am 1. Juli 1912 im 45. Lebensjahre, betrauert von seiner Gattin und Kindern". Der obere Teil wurde auf dem mittleren mit einem in die Höhe ragenden und schmaler werdenden Steinblock samt einer dunklen Steinplatte mit hebräischer Schrift aufgesetzt. Deren Inhalt lautet auf Deutsch übersetzt: „Schmol Ben Israel, war ein guter Mensch, konnte gut sprechen […] schwer, dass er gestorben ist. Er hatte eine hohe Stellung als Mensch, [...] mit seiner Frau sehr schön gehabt […] die Kinder stolz auf die Eltern".[125] Der oberste Teil besteht aus in Stein geschnitzten, aufwendigen Blumenmotiven. Es ist offensichtlich ein kostspieliger Grabstein gewesen, der mindestens zweieinhalb Meter in die Höhe und damit höher als die übrigen Grabdenkmäler in dessen Nähe ragt. Ausgehend von der Analyse dieser Quelle – dem Grabstein bzw. dessen Inschriften – ist auf einem beachtlichen Wohlstand der Familie zu schließen. Laut Auskunft meiner Mutter Angelina Rudich war mein Urgroßvater Samuel König Holzhändler. Die Holzproduktion und so auch der Holzhandel, die sich fast zur Gänze in jüdischen Händen befanden, waren zur damaligen Zeit wichtige und aufblühende Hauptzweige der Industrie in der waldreichen Bukowina.[126] Doch gemäß der Grabinschrift soll der Vater von Serafine König auch „Realitätenbesitzer", also Eigentümer von Immobilien gewesen sein, was einiges an Rätseln aufgibt. Im Adressbuch von Czernowitz und deren Vorstädten vom Jahr 1909 befindet sich keine Eintragung auf den Namen Samuel König.[127] Dies kann darauf zurückgeführt werden, dass er und seine Familie „in der Polizeidirektion nicht gemeldet" waren.[128]

Es liegt die Vermutung nahe, dass der Tod von Samuel König im Jahr 1912 womöglich finanzielle Schwierigkeiten und einen dementsprechenden sozialen Abstieg für seine Familie eingeläutet hatte. Inwieweit unabgeschlossene Hinterlassenschaftsverfahren oder etwaige

[125] Freie Teilübersetzung vom Hauptrabbiner des Czernowitzer Gebiets Menachem Mendel Glisnshtain. (Chief Rabbi of Bukovyna Menachem Mendel Glisnshtain) am 06.05.2016.
[126] Vgl. Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 106.
[127] Vgl. *Adressbuch von Czernowitz samt Vorstädten, sowie der Städte Radautz und Suczawa, zusammengestellt von der k.k. Polizeidirektion*, Czernowitz 1909.
[128] Ebd., S. XVII.

Schulden sich auf die finanziellen und Eigentumsverhältnisse der Familie König ausgewirkt haben mögen, kann hier aufgrund fehlender Quellen nicht beantwortet werden. Angesichts der erwähnten Zeichen vom ehemaligen Wohlstand ist jedenfalls bemerkenswert, dass die Witwe Marie König zweieinhalb Jahre nach dem Tod ihres Gatten mit ihren Kindern und ihrer Mutter von der staatlichen Flüchtlingsfürsorge in Wien unterstützt werden musste. Es kann mit größerer Wahrscheinlichkeit davon ausgegangen werden, dass die erzwungene Flucht vor den russischen Truppen im Spätherbst 1914 die Familie finanziell sehr stark in Anspruch genommen hatte, sodass sich erst dadurch ihre Lage dramatisch verschlechterte. Sie gehörten somit zum Normalfall unter den Flüchtlingen aus einer gehobenen Mittelschicht, denn unter diesen Umständen konnten nur wenige der wohlhabenden Familien ihre Vermögenswerte sichern und „ihre bürgerliche Existenz aufrechterhalten“.[129]

Es darf des Weiterem angenommen werden, dass die schulische Erziehung ihrer Kinder eine hohe Priorität für Marie König hatte. So hatte laut Aussage von Angelina Rudich Maries Tochter Serafine mit achtzehn Jahren bereits die Matura abgeschlossen, als die Familie nach Wien kam. Als weiterer Beleg dafür wäre anzuführen, dass die zwei älteren Brüder noch während des Krieges nach Czernowitz zurückgeschickt wurden, um in ihrer Geburtsstadt unter der Obhut ihres Vormundes Moses Schneeweiß das Gymnasium abzuschließen. Dies steht im Einklang mit dem hohen Stellenwert, den die Schulbildung und eine akademische Laufbahn als soziale Aufstiegschance insbesondere für die Juden und Jüdinnen in der Bukowina hatten.

Abb. 1: Grabdenkmal Samuel König, Jüdischer Friedhof in Czernowitz (Photo: Rudich, Pablo, 6.5.2016).

[129] Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 48.

III. Erster Weltkrieg und Kriegsflüchtlinge in Wien

Als in den ersten Kriegsmonaten im Sommer 1914 die russische Offensive die östlichen Regionen der Monarchie in Galizien und der Bukowina einzunehmen begann, setzte eine „teils organisierte, teils unorganisierte“[130] massive Fluchtbewegung in Richtung Westen ein, unter anderem auch als Folge von überstürzten und erzwungenen Evakuierungsmaßnahmen seitens der kaiserlichen Armee.[131] Der Status der Flüchtlinge hing in erster Linie von ihrer finanziellen Lage ab. Die Behörden unterschieden generell zwischen ‚mittellosen‘ und ‚bemittelten‘ Flüchtlingen, wobei die Entscheidung im Ermessen der jeweiligen behördlichen Organe lag, welche die Flüchtlinge etwa bei Perlustrierungsaktionen auf ihrer Reise in den Westen kontrollierten und über ihre familiäre, soziale und finanzielle Lage befanden.[132] Dies bestimmte sodann ihren Flüchtlingsstatus, der sich auf die Art ihrer Weiterreise auswirkte, ob sie einer staatlichen Unterstützung würdig waren und ob sie ihren Wohnplatz freiwillig auswählen durften. Mittellose Flüchtlinge mussten in der Regel mit „Sammeltransporten unbemittelter Flüchtlinge“ ihre Reise fortsetzen und bekamen ihren Aufenthaltsort behördlich vorgeschrieben, während solche mit genügend finanziellen Mitteln reguläre Züge nehmen und ihre Zieldestination frei wählen durften.[133] Die Flüchtlingsunterstützung hing auch vom jeweiligen Aufenthaltsort und Kronland ab, wo sie untergebracht wurden. Nicht überall wurde ihr „Flüchtlingsstatus“ gleichermaßen anerkannt, eine finanzielle Unterstützung wurde nur in bestimmten Gebieten der Monarchie gewährt.[134] Walter Mentzel spricht auch von „offiziellen“ und „inoffiziellen“ Flüchtlingen, je nachdem, ob sie sich dem zwanghaften Charakter ihrer Unterbringung beugten und unter der offiziellen Fürsorge standen oder ihr angeordnetes Domizil verließen und infolgedessen automatisch aus der Fürsorge fielen.[135] Die bemittelten Flüchtlinge wurden damit kaum von den Statistiken erfasst. Wenn von Flüchtlingszahlen gesprochen wurde, handelte es sich zum Großteil um Flüchtlinge, die von der staatlichen Fürsorge erfasst wurden.[136]

Die jüdische Bevölkerung wurde besonders stark in Mitleidenschaft gezogen. Innerhalb kürzester Zeit war ca. die Hälfte aller galizischen Juden, rund 400.000 Menschen, auf der

[130] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 135.
[131] Mentzel, Walter, Weltkriegsflüchtlinge in Cisleithanien 1914-1918. In: Gernot, H./Rathkolb, O. (Hg.), Asylland wider Willen, 17- 44, hier 18-22; vgl., Hoffman-Holter B., Abreisendmachung, 26.
[132] Vgl. Ebd., 32f.; vgl. Mentzel, W., Weltkriegsflüchtlinge, 26.
[133] Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 32f.; vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 137.
[134] Mentzel, W., Weltkiegsflüchtlinge, 26.
[135] Ebd.
[136] Ebd., 18; vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 29.

Flucht.[137] Sie fürchteten vor allem die pogromartigen Ausschreitungen seitens der russischen Armee und ihrer berüchtigten ‚Kosaken'.[138] Zwischen Herbst 1914 und Winter 1914/15 trafen an die 150.000 Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina in Wien ein, an einzelnen Tagen sollen es bis zu 3.000 gewesen sein.[139] Mitte September 1914 sprach man in manch Wiener Zeitung bereits von einer „Überfüllung" der Stadt durch zumeist jüdische Flüchtlinge aus den erwähnten nordöstlichen Kronländern der Monarchie.[140] Die meisten von ihnen waren mittellos und mussten staatlich unterstützt werden. Etwa 60.000 bis 70.000 Flüchtlinge wurden damals in der Stadt unter staatlicher Fürsorge gezählt, Ende Oktober sollen es bereits an die 125.000 gewesen sein.[141] Am 10. Dezember 1914 wurde Wien „wegen Überfüllung für unbemittelte Flüchtlinge gesperrt".[142] Die „größte Belastung" erreichte Wien im Frühjahr 1915 nach dem Kriegseintritt Italiens mit ca. 200.000 Flüchtlingen,[143] wobei eine große Mehrheit mit ziemlicher Sicherheit jüdischer Konfession war.[144]

III.1 Staatliche und private Fürsorgeeinrichtungen

Im Auftrag des Innenministeriums wurde als einzige staatliche Einrichtung die *Zentralstelle der Fürsorge für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina* am 10. September 1914 von der Gemeinde Wien gegründet, welche die Hauptlast der Flüchtlingsfürsorge tragen sollte.[145] Dieselbe wurde mit Kriegseintritt Italiens im Mai 1915 in *Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge* umbenannt.[146] Als ausführender Leiter wurde der jüdische liberale Gemeinderat und Rechtsanwalt Rudolf Schwarz-Hiller ernannt.[147] Seine Funktion als engagierter

---

[137] Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien. In: Gernot, H./Rathkolb, O. (Hg.), Asylland wider Willen, 45-59, hier 45; vgl. Kohlbauer-Fritz, Gabriele, »Elend, überall wohin man schaut«. Kriegsflüchtlinge in Wien. In: Pfoser, A./Weigl, A. (Hg.), Im Epizentrum des Zusammenbruchs,96 -103, hier 97.

[138] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 26; vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 135.

[139] „Kriegs-Tagesereignisse", November 1914, Archiv der Polizeidirektion Wien, zitiert nach: Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien, 46.

[140] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 35.

[141] Vgl. ebd.: Was die Zahlen betrifft, gibt es einige Schwankungen zwischen Polizei- und Zeitungsberichten, wobei die Zahl von 125.000 gegen Ende Oktober 1914 stimmen dürfte.

[142] Ebd.

[143] Ebd., 36f., 44. Von den genannten 200.000 wurden nicht alle von der *Zentralstelle für Kriegsflüchtlinge* betreut, Hoffman-Holter geht von einem Höchststand von 125.000 betreuten Flüchtlingen durch die Zentralstelle aus, wenn auch in einer Denkschrift von Juni 1915 die Rede von 200.000 gewesen war; vgl. auch Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 97 (hier scheint es allerdings einen Druckfehler zu geben, da mit Bezug auf dieselbe Denkschrift die Rede von 600.000 ist !).

[144] Was die Konfession betrifft, wurde diese in Wien nicht immer erhoben: vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 97.

[145] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 44; vgl. Mentzel, W., Weltkriegsflüchtlinge, 28.

[146] Im folgendem auch abgekürzt als ‚*Zentralstelle*'; vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 44; vgl. Eigner, Peter, „Flüchtlingslager Wien": Wien im Ersten Weltkrieg – die (Struktur-Veränderungen in der Stadt). In: http://ww1.habsburger.net/de/kapitel/fluechtlingslager-wien (12.04.2016).

[147] Schwarz-Hiller hatte seine Anwaltskanzlei in der Czerningasse in der Leopoldstadt, dem 2. Bezirk, wo er aufgewachsen war und zunächst seinen Wirkungskreis konzentrierte, vgl.: Mannhard, R., Schwarz-Hiller von Jiskor, Rudolf (1876-1932), Rechtsanwalt und Politiker. In: Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische

Organisator der Zentralstelle brachte ihm den Ruf eines philanthropisch eingestellten Kämpfers für die Verbesserung der Lebensbedingungen der mittellosen Kriegsflüchtlinge in der Stadt ein.[148] Die Organisation der *Zentralstelle* war je nach den Bedürfnissen der Flüchtlinge, Lebenssphären, diversen Angelegenheiten und Aktivitäten streng bürokratisch mit jeweils eigenen Leitern oder Leiterinnen durchstrukturiert: sie zählte insgesamt 21 „Betätigungsfelder"[149] und 58 unterschiedliche als „Sektionen" bezeichnete Abteilungen.[150] Die Sektion I beherbergte das Hauptbüro, das sich in der Zirkusgasse im 2. Bezirk befand und sich insbesondere um die finanziellen Angelegenheiten kümmerte, wie Annahme von Spenden, Gehälterauszahlungen oder „Auszahlung von Repatriierungsaushilfen".[151] Eine eigene Abteilung gab es für die Auszahlung der staatlichen Flüchtlingsunterstützung; in den zentralen Amtsgebäuden gab es jeden Donnerstag regelmäßige Sprechstunden, mit einer eigenen Telefonnummer für dringende Fälle.[152] Rudolf Schwarz-Hiller leitete auch die Flüchtlingsbibliothek mit dem Lesesaal in der Praterstraße, wo laut einer Broschüre „ca. 10.000 Bände und 200 Zeitungen in elf Sprachen" zur Verfügung standen.[153] Seine Frau Erna führte die sogenannte „Nähstube" in der Oberen Weißgerberstraße,[154] um als Teil der „staatlichen Kulturarbeit für Flüchtlinge" im Sinne der „Zerstreuung und Fortbildung" weibliche Kräfte mit „entsprechender, nützlicher Arbeit" zu beschäftigen.[155] Nicht nur das Hauptbüro der *Zentrale* befand sich in der Leopoldstadt; auch die meisten Sektionen wie die Kinderhorte, Kinder- und Mädchenheime, einige waren auch im 20. Bezirk. Dies deutet auf eine enge Verknüpfung mit der großen Mehrheit von mittellosen jüdischen Flüchtlingen hin, die von der *Zentralstelle* – obwohl offiziell „interkonfessionell" ausgerichtet[156]– unterstützt wurden und von denen die meisten in diesen beiden Bezirken wohnten.

Dokumentation, ÖBL 1815-1950, Bd. 12 (Lfg. 55), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2001, 8f., abrufbar unter: http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Schwarz-Hiller-Jiskor_Rudolf_1876_1932.xml (05.04.2016).

[148] Seine Leistungen wurden unter anderem mit der Verleihung eines kaiserlichen Ordens im Jahr 1916 und ein Jahr später mit der Erhebung in den Ritterstand durch Kaiser Karl I offiziell gewürdigt: vgl. Jäger-Sunstenau, Hanns, Der Wiener Gemeinderat Rudolf Schwarz-Hiller. Kämpfer für Humanität und Recht. In: Gold, Hugo (Hg.), Zeitschrift für die Geschichte der Juden. Festschrift, 10. Jg., N. 1/2, Tel Aviv 1973, 9-16.

[149] *Verzeichnis der Flüchtlings-Hilfskomitees*, OeStA/AdR, BKA BKA-I, SL KFl., Karton. 16, Normalien 1916, 4598/ex 1915, 28-31.

[150] *Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge*, Gemeinde Wien, Broschüre Nr. 261, 2. Aufl., März 1917; Hoffman-Holter spricht in diesem Zusammenhang von einem „ungeheuren Bürokratismus", der sich negativ auf die „Effizienz der Organisation" ausgewirkt haben dürfte: vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 49.

[151] *Zentralstelle*, Broschüre Nr. 261, 10.

[152] Ebd., 9.

[153] Ebd., 19.

[154] Ebd., 20.

[155] Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 43.

[156] Vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 98.

Neben der *Zentralstelle* der Gemeinde Wien gab es drei weitere, private Fürsorgeorganisationen für Kriegsflüchtlinge, die vom Innenministerium erfasst und zum Teil auch finanziell unterstützt wurden: das *Wiener Hilfskomitee für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina* im 3. Bezirk, das *Hilfskomitee für ukrainische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina* im 8. Bezirk und das *Hilfskomitee für deutsche Flüchtlinge aus Galizien (Deutscher Schulverein)* im 6. Bezirk.[157] Auffallend ist, dass diese drei Organisationen sowie auch anfangs die *Zentralstelle* sich nur auf Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina konzentrierten, woher die größte Flüchtlingsbewegung kam. Dabei grenzten sich die Einrichtungen klar voneinander ab, wenn nicht durch die Konfession oder Nationalität – zum Teil in der Bezeichnung des jeweiligen Komitees deutlich ausgedrückt – so durch den sozialen Status ihrer Klientel. So stand etwa unter den Betätigungsfeldern der *Zentralstelle*:

> „Die Fürsorge erstreckt sich auf alle Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, ohne Unterschied der Nation und Konfession, mit Ausnahme der akademischen Berufe und sonstiger Graduierter, sowie der Landwirte, Staatsbeamten von der XI. Rangklasse aufwärts und der diesen gleichgestellten Gemeinde-Bezirks- und Landesbeamten, der Lehrer und Seelsorger".[158]

Demgegenüber widmete sich das *Hilfskomitee für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina* nur sozial höher gestellten Flüchtlingen, die bevorzugt behandelt wurden.[159] Als wesentliche Aufgabe dieser Einrichtung wurde unter anderem „aus Staatsmitteln Gewährung von Vorschüssen und Darlehen an öffentliche Beamte, Lehrer, andere akademische Berufe [...]" angeführt.[160]

III.2 Repatriierungen

Es gab im Laufe des Krieges immer wieder Aufforderungen zur Rückreise von Flüchtlingen in ihre Herkunftsländer. Als einige Gebiete in Galizien und der Bukowina im Jahr 1915 zurückerobert wurden, wurden diese für die Rückführung von Flüchtlingen freigegeben. Viele kehrten in der Tat zurück, um abermals nach Wien zu fliehen, als 1916 die russische Armee erneut in diese Gebiete eindrang.[161] Mit dem Erlass vom 11. Juli 1915 wurde zwischen Gebieten der Klasse A, die für die Repatriierung freigegeben wurden, der Klasse B, die eine „fakultative" Repatriierung ins Auge fassten, falls die Zustände sich dort bessern würden,[162] und der Klasse C

[157] *Verzeichnis der Flüchtlings-Hilfskomitees*, 29f.
[158] Ebd., 31.
[159] Vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 138; vgl. Eigner, P., „Flüchtlingslager Wien".
[160] *Verzeichnis der Flüchtlings-Hilfskomitees*, 31; vgl. Mentzel, W., Weltkriegsflüchtlinge, 28.
[161] Vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 138.
[162] *Zentralstelle für Kriegsflüchtlinge*, Abschrift 54.726, 09. Okt. 1915, OeStA/AdR, BKA BKA-I, SL KFl.

für bis auf Ausnahmen gesperrte Gebiete unterschieden.[163] Das Innenministerium gab daraufhin eine Richtlinie an die Zentralstelle weiter, wonach die Unterstützungszahlungen für die Flüchtlinge aus Gebieten der Klasse A einzustellen wären.[164] Die Flüchtlinge aus den Gebieten der Klasse B und C hatten weiterhin Anspruch auf staatliche Unterstützung und durften daher noch in Wien verweilen. Von zuletzt 100.000 staatlich unterstützten Flüchtlingen war die Zahl durch die Rückeroberung von Teilen Galiziens und zum Teil durch „willkürlich vorgenommene Repatriierungsmaßnahmen"[165] auf 45.000 zurückgegangen. Ab dem 1. August 1917 wurde keinem Flüchtling mehr in Wien eine staatliche Forderung zuteil; diese Maßnahme sollte der Abwehr von weiteren Flüchtlingsströmen in die Hauptstadt dienen. Kurz nach Kriegsende Ende 1918 war der Großteil der jüdischen Flüchtlinge bereits nach Galizien und in die Bukowina zurückgekehrt.[166]

Das Innenministerium und die Gemeinde Wien waren in ständiger Konkurrenz, wer mehr für die Flüchtlinge geleistet hatte, gleichzeitig waren sie auch „unter dem Druck der Öffentlichkeit"[167] bestrebt zu zeigen, dass sie alles Mögliche unternahmen, um die Flüchtlinge alsbald wie möglich in ihre Herkunftsländer abzuschieben. Bei einer Sitzung des Herrenhauses im Dezember 1917 forderte Bürgermeister Richard Weiskirchner erneut eine Repatriierung. Argumentiert wurde mit der allgemeinen Wohnungsnot in der Hauptstadt – er sprach von „über 7700 Wohnungen […], die von Flüchtlingen besetzt" seien – und mit der Nahrungsmittelknappheit: „In dem Augenblick, wo die bodenständige Bevölkerung Not leidet, erschalle der Ruf, es sollen diejenigen wieder in ihre Heimat zurückkehren […]", so seine ausgesprochene Forderung.[168] Auch der Innenminister bekräftigte die Unmöglichkeit, weitere Flüchtlinge in der Hauptstadt aufzunehmen: „Dass wir im Interesse des Hinterlandes und auch im Interesse der Flüchtlinge alle bestrebt sind, sie so rasch als möglich alle ihrer Heimat zuzuführen, ist selbstverständlich". Doch wies er die Forderung der sofortigen Repatriierung mit dem Hinweis auf die harten Verhältnisse während der Winterzeit und den schlechten unbewohnbaren Zustand von etlichen „Zentren in Ostgalizien" zurück. Er beendete seinen Beitrag mit der „Überzeugung", dass „die Flüchtlinge

[163] Verordnungsblatt des k.k. Ministeriums des Inneren, 1915: Erlass des Innenministeriums vom 11.7.1915, Zl. 37216, zit. nach Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 53, vgl. auch 54.
[164] *Zentralstelle für Kriegsflüchtlinge*, Abschrift 54.726, 09. Okt. 1915; vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 55.
[165] Mentzel, W:, Weltkriegsflüchtlinge in Cisleithanien, 18.
[166] Ebd., 38.
[167] Ebd., 37.
[168] Stenographische Protokolle 15. Dez. 1917, Session 22, 25. Sitzung, S. 682-684, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/spa. (05.04.2016); vgl. ‚Zur Flüchtlingsfrage'. In: Kreppel, Jonas (Redakteur), Jüdische Korrespondenz. Wochenblatt für judische Interessen, Nr. 38, 3. Jg., 20. Dez. 1917, 1, abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (05.04.2016). Auf diese Debatten um die Wohnungsnot und die Schuldzuweisungen in Richtung der jüdischen Flüchtlinge verwies der Zeitgenosse Bruno Frei in seiner Studie über die Wohnverhältnisse der jüdischen Bevölkerung in Wien: vgl. Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 42; vgl. dazu: Lichtblau, Albert, Wiener Wohnungspolitik 1892-1919, Wien 1984 (Österreichische Texte zur Gesellschaftspolitik; Bd. 19), 98.

selbst ihre Dankbarkeit dadurch zu beweisen bestrebt sein werden, dass sie dem Hinterland keine Last auferlegen".[169] Der Bürgermeister zeigte seinerseits Anerkennung für die vom Innenministerium bereitgestellten finanziellen Mittel, um unter anderem „diesen armen [jüdischen] Flüchtlingskindern nicht nur ein Heim anzubieten", sondern auch „eine Erziehung, die von der *‚östlichen Unkultur'* [Hervorhebung vom Verf.] ihrer Eltern weit abweicht" [170] Es wird mit dieser Bemerkung verdeutlicht, welche antisemitischen Vorurteile der damalige christlich-soziale Bürgermeister über die jüdischen Ostflüchtlinge damit bekräftigte.

Am 15. April 1918 verkündete die *Zentralstelle*, dass nach einem Erlass vom Oktober 1917 und nach den Bestimmungen des § 1 des Gesetzes vom 31. Dezember 1917 betreffend die Unterstützung von Kriegsflüchtlingen nun die Stadt Czernowitz und Umgebung – bis auf einige Ausnahmegemeinden – zur Klasse A der Rückführung für Kriegsflüchtlinge freigegeben wurde.[171] Die aus Czernowitz in die Hauptstadt zugewanderten Flüchtlinge sollten daher repatriiert werden, solange sie noch unter der staatlichen Fürsorge standen. Im September 1918 zählte man in Wien in etwa noch 30.000 jüdische Flüchtlinge, von denen etwas mehr als 17.000 staatlich unterstützt werden mussten.[172]

III.3 Flucht der ‚Buko-WienerInnen' in die Reichshauptstadt

Knapp zwei Monate nach Kriegsausbruch wurde in den ersten Septembertagen 1914 die Stadt Czernowitz von der russischen Armee eingenommen.[173] Am 20. Oktober 1914 zogen wiederum die kaiserlichen Truppen der Monarchie ein und verjagten die Russen. Insgesamt sechs Mal wechselten die russische und die österreichische Armee die Besatzungsmacht in der Stadt während der vier Kriegsjahre.[174] Kurz vor der Wiedereroberung durch die russische Armee floh Marie König gegen Ende November 1914 mit ihren vier Kindern und mit ihrer Mutter Berta Schneeweiß in Richtung Wien. Sie zählte damit zu den fast 70% der mittelständischen und „begüterten" Familien, die aus Furcht vor den russischen Soldaten Czernowitz fluchtartig verließen.[175] Schon im September 1914 war der junge Jurist Wolf Rudich ebenfalls nach Wien geflohen. Für die meisten assimilierten Juden aus der Hauptstadt der Bukowina war die

[169] Stenographische Protokolle 15. Dez. 1917, 682-684.
[170] Ebd., 682.
[171] RGBl. Nr. 15, 11. Jänner 1918. In: ÖNB-ALEX- Reichsgesetzblatt 1849-1918, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (05.04.2016).
[172] Lappin, Eleonore, Juden in Wien. In: Eppel, Peter (Red.), Wir: Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien; 217. Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien (19.-29.9.1996), Wien 1996, 57 - 69, hier 65.
[173] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 25.
[174] Vgl. Masan, O., Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, 30.
[175] Gronich, Isiu, Un album al Cernautului, Cernauti 1925, 17, zitiert nach: Masan, O., Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, 30.

Reichshauptstadt aus verständlichen Gründen ihr „begehrtestes Ziel“.[176] Zum einem galt Wien, die Residenzstadt des Kaisers, der den Juden die bürgerliche Gleichstellung mit der Verfassung von 1867 ermöglicht hatte, mit den Wörtern von Hofmann-Holter als das „irdische Jerusalem“.[177] Zum anderen wurde auch Czernowitz, das multiethnische Kultur- und Bildungszentrum der Bukowina, als das kleine östliche Pendant zu Wien empfunden.[178] Es ist anzunehmen, dass für bürgerliche jüdische Schichten wesentliche kulturelle Identifikationsmomente mit der „Metropole der Bildung und des geistigen Lebens“[179] vorhanden waren, und dass etliche von ihnen Verwandte oder Freunde in der Reichshauptstadt und damit einen rascheren Anknüpfungspunkt hatten.[180] Es war also leicht denkbar, dass vor allem die deutschsprachigen Assimilierten aus Galizien und der Bukowina sich am ehesten in ihrem neuen Wohnort einleben würden: „Wien verkörperte für sie das Tor zu einer besseren, zivilisierten Welt“.[181] Die Behörden des Innenministeriums, die für die Unterbringung und Verteilung der Flüchtlinge zuständig waren, nahmen diese Voraussetzungen in Betracht und siedelten die stadtgewohnten Juden, die als verlässliche und loyale Untertanen der Monarchie galten, in Wien lieber an als etwa ruthenische oder polnische Bauern, die aufgrund ihrer nationalen Interessen weniger zuverlässig erschienen.[182] Dass die meisten Flüchtlinge unbedingt nach Wien und in andere Stadtzentren ziehen wollten, hängt auch damit zusammen, dass sie von den untragbaren, elenden Zuständen in den eingerichteten Barackenlagern gehört hatten.[183]

Die Erwartungen vieler dieser bürgerlichen, assimilierten Flüchtlinge, die mit einer größeren Anzahl von nicht assimilierten, religiösen Juden und Jüdinnen am Wiener Nordbahnhof ankamen, dürften jedoch bald nach ihrer Ankunft in Wien angesichts einer „flüchtlingsfeindlichen“, antisemitischen Stimmung durch bittere Enttäuschung getrübt worden sein.[184] Die offizielle Kriegspropaganda war bestrebt, vor der einheimischen Bevölkerung die

---

[176] Hoffman-Holter, B., Jüdische Flüchtlinge, 47.
[177] Ebd.
[178] Vgl. Windsperger, Marianne, Lebenswege in Traum(a)landschaften: Die Bukowina als Erinnerungslandschaft in ausgewählten Werken Ahron Appelfeldes, Diplomarbeit Mag. Phil., Universität Wien 2007, 62; vgl. John, Michael, Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und Multikulturelle Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert. In: Eppel, P. (Red.), Wir, 137-144, hier 140; vgl.: Osatschuk, Sergij, Czernowitz heute und der Umgang mit dem gemeinsamen kulturellen Erbe, Beitrag zur Tagung *„Mythos Czernowitz“* des ‚Deutschen Kulturforums östliches Europa‘, Potsdam, 17.-19.09.2004, abrufbar unter: http://www.czernowitz.de/55/Das Czernowitz von heute -.html (05.04.2016).
[179] John, Michael/Lichtblau, Albert, Schmelztiegel Wien – Einst und Jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten, Wien-Köln 1990, 114.
[180] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 39; vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 99.
[181] Ebd.
[182] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 39.
[183] Vgl. Ebd., 37f.
[184] Mentzel, W., Weltkriegsflüchtlinge, 28; vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 23; vgl. John, M., Mosaik, 140; vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 99.

ersten militärischen Niederlagen gegen den russischen Feind und das wahre Ausmaß an Zerstörung und Elend in den äußeren Grenzgebieten zu verschleiern. Daher wurden die ankommenden, zumeist jüdischen Flüchtlinge aus dem Osten der Monarchie beschuldigt, sich in Wien auf Kosten der Steuerzahler unter dem Vorwand der Kriegsereignisse eine bequemere Existenz zu sichern.[185] Sie wurden von der nicht jüdischen Bevölkerung oft als „Schmarotzer" diffamiert; die antisemitische Einstellung gegen den Flüchtlingszuzug seitens der Gemeinde Wien und des Bürgermeisters Richard Weiskirchner von der Christlichsozialen Partei verstärkte noch dazu die Stigmatisierung.[186] Insbesondere wurde den streng religiösen Juden und Jüdinnen misstrauisch begegnet, da sie vor allem durch ihr äußeres Erscheinen und ihre andersartige Kultur als Fremdkörper in der Stadt wahrgenommen wurden.[187] Selbst der alteingesessenen, assimilierten jüdischen Gemeinschaft in Wien war die plötzliche Gegenwart von orthodoxen Juden und Jüdinnen ein Dorn im Auge. Viele Assimilierte befürchteten, dass die massive Ankunft verarmter, strenggläubiger Ostjuden den allgemein wachsenden Antisemitismus in der Stadt verstärken würde.[188] Andererseits engagierten sich viele jüdische Wohltätigkeitsvereine und insbesondere zionistische Organisationen stärker in der Flüchtlingsfürsorge. Letztere hofften, dadurch auch „unter den Neuankommenden Mitstreitende für ihre nationaljüdischen Anliegen" zu finden.[189] Eine der meistbeachteten Initiativen war das „umfangreiche Hilfswerk", das von der engagierten Sozialarbeiterin Anita Müller-Cohen ins Leben gerufen wurde. Sie kümmerte sich verstärkt um die Bedürfnisse von Frauen und Mädchen.[190] Die Auseinandersetzungen um das Elend der Geflüchteten, das stärkere Engagement der jüdischen Fürsorgeorganisationen und die Spendenaufrufe in der *Neuen Freie Presse* – ‚dem' Kommunikationsorgan des jüdischen Bürgertums[191]– sollen auch zu einer stärkeren Solidarität innerhalb der jüdischen Gemeinde geführt haben.[192]

Ungeachtet aller zum Teil viel zu bürokratischen Bemühungen der *Zentralstelle* und anderer, privater Hilfsorganisation waren diese Institutionen von den Bedürfnissen der Flüchtlinge zumeist überfordert: ihre zunehmende Verarmung konnte damit nicht verhindert werden. Die ökonomische und soziale Situation der meisten Kriegsflüchtlinge war sehr prekär und in der

[185] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 129f.
[186] Ebd., 85. In den ersten Kriegsmonaten stellte sich das Innenministerium mit einigen Maßnahmen zur Flüchtlingsunterstützung der Gemeinde Wien entgegen, welche bestrebt war, mit dem Argument der Überfüllung der Stadt und den unzureichenden sanitären Einrichtungen den Zuzug galizischer Flüchtlinge zu stoppen bzw. die eingewanderten Flüchtlinge schleunigst zu repatriieren: vgl. ebd., 39f.
[187] Vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 98; vgl. Mentzel, W., Weltkriegsflüchtlinge, 23.
[188] Vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 98f, vgl. John, M., Mosaik, 141.
[189] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 138, 140; vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 50.
[190] Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 97f.
[191] Vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 49f.
[192] Vgl. Raggam-Blesch, Jüdische Frauen im Krieg. In: Patka, Weltuntergang: 159-167, hier 167.

ersten Kriegshälfte bei weitem schlimmer als die der allgemeinen Bevölkerung. Ab Mitte des Jahres 1916 trat eine akute Versorgungsnotlage mit einer hohen begleitenden Teuerungsrate der lebensnotwendigen Produkte für die ganze Bevölkerung ein. Die Verzweiflung und der Frust der nicht jüdischen, zusehends auch verarmten Menschen in der Stadt entlud sich immer mehr auf die jüdischen Flüchtlinge, insbesondere auf jene aus Galizien und der Bukowina, die zum „Sündenbock par excellence“ gemacht wurden.[193] Aufgrund einiger wenigen Fälle von jüdischen Zwischenhändlern, die aus der Versorgungsnotlage einen Gewinn machten, wurden sie allesamt als ‚Wucherer‘ mit illegalen Praktiken gebrandmarkt.[194] Dabei war es oft der Fall, dass dank dieser Zwischenhändler grundlegende Mangelprodukte überhaupt an die Menschen gelangen konnten.[195]

III.4 Marie König, ihre Kinder und Wolf Rudich als Kriegsflüchtlinge in Wien

Nach dieser Kontextualisierung über die Lebensbedingungen und Umstände für die jüdischen Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina wird nun der Versuch unternommen, sich mit den wenigen vorhandenen Daten die Situation, die möglichen Lebens- und Handlungsräume sowie Entscheidungsgrundlagen vor Augen zu führen, die sich für die Familie König als offiziell ‚mittellose‘ Flüchtlinge und für Wolf Rudich als ‚inoffiziellen‘ Flüchtling ergeben haben mögen. Wolf Rudich dürfte nach seiner Flucht aus Czernowitz gegen Anfang oder Mitte September 1914 in Wien angekommen sein. Da es von ihm keine Flüchtlingskartei bei der *Zentralstelle* gibt, er somit nicht unter der staatlichen Fürsorge stand, ist davon auszugehen, dass Wolf Rudich als ‚bemittelt` galt und höchstwahrscheinlich nicht unter die offizielle Flüchtlingsstatistik fiel. Er dürfte somit auch zur Minderheit jener Flüchtlinge zählen, die sich „frei für den Aufenthalt in der Metropole entschieden“ hatte.[196] Es ist damit nicht gesagt, dass er zu der sehr kleinen Minderheit von „wohlhabenden“ Flüchtlingen gezählt hatte; als junger Anwaltskandidat könnte er vielleicht eher zu den sogenannten „armen Reichen“ gezählt worden sein.[197] So wurden die in ihrer Heimat gut situierten, bürgerlichen Akademiker bezeichnet, die nun als Flüchtlinge einen sozialen Abstieg durchmachten.[198] Ob Rudich als junger Anwaltskandidat etwa vom *Hilfskomitee für Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina* eine bevorzugte Unterstützung empfing, konnte aus den Quellen nicht geklärt werden.

[193] Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 130.
[194] Vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 51.
[195] Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 93.
[196] Ebd., 36f.
[197] Vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 48.
[198] Ebd.

Laut ihrer Flüchtlingskartei war Marie König mit ihren vier Kindern und ihrer sechzigjährigen Mutter erst am 20. November 1914 aus Czernowitz geflohen.[199] Sie kamen zunächst für einige Tage im Hotel Barschak im zweiten Wiener Gemeindebezirk unter. Es ist nicht zu erfahren, ob sie den Hotelaufenthalt mit eigenen Mitteln bezahlten oder ob sie schon bei ihrer Ankunft von privater Seite unterstützt wurden. Es darf auch vermutet werden, dass dieses Hotel vom Innenministerium mit oder auch ohne Einverständnis des Besitzers als Flüchtlingsunterkunft umdisponiert wurde, so wie andere Hotels in der Leopoldstadt vom Kriegsministerium „für Amtsräume" während des Krieges beschlagnahmt wurden.[200] Am 6. Dezember 1914 wurde Marie Königs Flüchtlingskartei in der *Zentralstelle* erstellt, eingetragen wurden auch ihre vier Kinder Serafine, Max, Theo und Sigi (Siegfried), sowie ihre eigene Mutter Berta Schneeweiß, obwohl diese auch eine eigene Kartei für kurze Zeit besaß. Als ‚Nationalität' wurde die Bezeichnung ‚jüdisch' in Maries Kartei eingetragen, womit nach dem Rechtsverständnis der k.k. Monarchie in erster Linie ihre ethnische Zugehörigkeit gemeint war.[201]

Am darauffolgenden Tag wurden der Familie 22,50 Kronen ausbezahlt, zwei Wochen später 21 Kronen. Zwischen Dezember 1914 und Ende April 1915 bekamen sie vierzehntägig ca. 21 Kronen für „Kost" und „Logis" ausbezahlt.[202] Ab Ende April bzw. Anfang Mai 1915 erhöhte sich der Betrag für die Familie, als ihnen laut Festlegung des Innenministeriums 70 Heller pro Kopf und Tag oder 21 Kronen monatlich zustanden. Doch dürften auch diese Beträge für die ganze Familie kaum ausreichend gewesen sein, wenn man bedenkt, dass eine einfache Hilfsarbeiterin 50 Kronen im Monat bekam.[203] Auch im Sommer 1915 gab es eine Erhöhung auf ca. 150 Kronen im Monat für die gesamte Familie, doch auch diese geringe Erhöhung dürfte die wachsende Inflation bei weitem nicht wettgemacht haben.[204] Es mag sein, dass neben der staatlichen Fürsorge die Familie von einem der vielen privaten, jüdischen Wohltätigkeitsvereine unterstützt wurde. Serafine König erzählte viele Jahre später noch mit Verbitterung, wie sie und ihre Mutter Marie sich außerdem durch das Nähen von Soldatenunterwäsche während des Krieges einen Zuverdienst erwerben mussten, damit ihre jüngeren Brüder die Schule besuchen

[199] Flüchtlingskartei Nr. 23965: König, Marie, *Zentralstelle für die Fürsorge für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina*, OeSTA, AdR, BKA-I, Kfl., Personalien.
[200] Vgl. Jäger-Sunstenau, H., Der Wiener Gemeinderat Rudolf Schwarz-Hiller, 13.
[201] Vgl. dazu Ausführungen über dem Begriff der »Rasse« im Kap. V.2.
[202] Flüchtlingskartei Nr. 23965: König, Marie. Nebenbei erhielt Berta Schneeweiß nur für „Kost" 4,2 Kronen alle vierzehn Tage: vgl. Flüchtlingskartei Nr. 23966: Schneeweiß, Berta, *Zentralstelle für die Fürsorge für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina*, OeSTA, AdR, BKA-I, Kfl., Personalien.
[203] Vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 48.
[204] Vgl. ebd., 48f. Das Preisniveau soll gegen Kriegsende das 15-fache von 1914 betragen haben: vgl. „aeiou:Papiergeldinflation", abrufbar unter: http://www.aeiou.at/aeiou.encyclop.i/i362903.htm (18.04.2016).

konnten.[205] Diese Arbeit dürfte sie in den Nähstuben der *Zentralstelle* erlernt haben, die im Rahmen der sogenannten „Kulturellen Flüchtlingsfürsorge“ einerseits als psychologische Beschäftigungstherapie gegen androhende „Gemütsdepressionen“ der Flüchtlinge, andererseits auch als nützliche Produktionsstätten unter anderem für Armeeangehörige eingerichtet worden waren.[206]

Ab März 1916 wurden Marie König und ihre Kinder nicht mehr von der staatlichen Fürsorge finanziell unterstützt.[207] Es kann hier nicht eindeutig belegt werden, aus welchem Grund sich ihre Lage veränderte, oder ob sie möglicherweise selbst bestrebt waren, aus der staatlichen Unterstützung entlassen zu werden. Aus Furcht vor einer erzwungenen Repatriierung könnten sie versucht haben, dem Staat nicht mehr zur Last zu fallen. Es war gewiss nicht einfach, neben allen Entbehrungen und prekären Wohnverhältnissen unter der andauernden Androhung der Abschiebung in der politisch unsicheren und durch die Kriegsfolgen verwüsteten Bukowina zu leben.[208] Es muss gleichzeitig gesagt werden, dass der Wunsch nach der Rückreise in die alte Heimat bei vielen Flüchtlingen vorhanden war, sobald sich die Lage in ihren Herkunftsländern zu beruhigen begann, und auch Marie König sollte gegen Kriegsende nach Czernowitz zurückfahren. Nun mag sich für die Familie König eine Wende ihrer Lage und ihres Status ergeben haben, sobald sie selbst ihren Lebensunterhalt verdienten und „in Wien Fuß fassen“ konnten.[209] Sie fielen damit aus der Flüchtlingsregistrierung heraus,[210] wodurch sie zunächst vor einer möglichen Abschiebung in ihre alte Heimat geschützt waren. Trotz der größeren Hürden, eine Arbeitsbewilligung zu erlangen,[211] fand Serafine König am 10. Juli 1917 eine Arbeitsstelle zunächst als „Maschinschreiberin“ in der Abteilung 8 („Bauwesen, Hochbau, Bequartierung und Marine“) des Kriegsministeriums,[212] wodurch sie ihre Familie möglicherweise finanziell besser unterstützen konnte. Laut Aussage ihrer späteren Schwiegertochter Angelina Rudich war Serafine eine der wenigen Frauen im Ministerium, die bereits ein Maturazeugnis hatte, was ihr bei der Arbeit zugutekam.

---

[205] Dies erzählte Serafine Rudich-König mehrmals ihrer Schwiegertochter Angelina Rudich in ihrer späteren Exilheimat Uruguay. Sie beklagte, dass sie diese Arbeit wegen der Bildung ihrer jüngeren Brüder tun musste (Gespräch mit Angelina Rudich, am 14.11.2015).
[206] Hoffman-Holter, Abreisendmachung, 43.
[207] Ihre letzte Auszahlung mit 75,60 Kronen wurde am 28.02.2016 vermerkt: vgl. Flüchtlingskartei Nr. 23965: König, Marie.
[208] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 47.
[209] Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 101.
[210] Vgl. ebd.
[211] Vgl. ebd., 100.
[212] Quelle: K.D. 13, 80/6, Nr. 2315 von 1917, KM 1917 KD, OeStA/KA.

Was die Arbeitsbedingungen für die Flüchtlinge im Allgemeinen betraf, dürfte es für sie nicht leicht gewesen sein, eine Erwerbsmöglichkeit zu finden.[213] Selbst für den jungen Anwaltskandidaten Wolf Rudich mit Doktortitel war es sicherlich sehr schwer, eine dementsprechende Stelle für seine erforderliche Praxis etwa in einer Kanzlei zu finden. Viele der alteingesessenen, zum Großteil auch jüdischen Wiener Rechtsanwälte verwehrten der Konkurrenz der Anwälte aus Galizien und der Bukowina eine Einstellung.[214] Auch die staatlichen Behörden erschwerten den geflüchteten Akademikern die Berufsausübung, damit diese nicht auf den Geschmack kämen, in Wien auf längere Zeit „sesshaft" zu werden.[215] Es ist aufgrund fehlender Quellen leider nicht zu erfahren, ob Rudich in den ersten zwei Jahren bis zu seiner Einberufung als Soldat eine Erwerbsquelle oder eine fixe Anstellung in Wien hatte. Ob er etwa vom galizischen Hilfskomitee für sozial höher stehende Flüchtlinge als junger Akademiker in irgendeiner Art finanzielle Unterstützung empfing, konnte auch nicht herausgefunden werden. Es könnte auch sein, dass er aus Czernowitz Ersparnisse mit hatte, von denen er während des Krieges zehrte und damit vielleicht noch dazu die Familie König unterstützen konnte. Dies sind jedoch bloße Annahmen, die aus den Begebenheiten und den wenig vorhandenen Daten in den Raum gestellt werden können. Eine fixe Stelle als „Versicherungsbeamter" bei einer großen Versicherungsgesellschaft sollte Wolf Rudich erst nach dem Krieg ab 1920 bekommen.[216] Allerdings scheint er nach eigener Auskunft auf seinem Auswanderungsbogen von 1938 bereits über „Anwalts- und Gerichtspraxiserfahrung" verfügt zu haben.[217] Es ist auch wahrscheinlich, dass er diese während seiner universitären Ausbildung oder im Anschluss danach in Czernowitz vor 1914 erlangt hatte.

Ein Jahr nach seiner Ankunft inskribierte Wolf Rudich im Wintersemester 1915/16 an der Universität Wien.[218] Als dreißigjähriger Absolvent der rechtswissenschaftlichen Fakultät, der seinen Abschluss zwei Jahre zuvor in Czernowitz gemacht hatte, beschloss er mitten im Krieg Philosophie zu studieren, blieb aber nur ein Semester inskribiert, wo er mit recht guten Noten fünf Fächer absolvierte.[219] Es können hier bloße Vermutungen gestellt werden, welche Motive ihn zum Studieren und gleich wieder zum Aufhören bewogen haben. Dahinter könnte etwa die Absicht gewesen sein, durch das Studium von einem Fronteinsatz als Soldat verschont zu

[213] Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 50.
[214] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 86.
[215] Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 100.
[216] Wolf Rudich war ab diesem Zeitpunkt bei der *Allgemeinen Versicherungsgesellschaft Phönix* angestellt: vgl. Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich, Archiv der IKG Wien, Bestand Jerusalem, A/W 2590, 194.
[217] Ebd., 1.
[218] ‚Nationale' (= Inskriptionsbestätigung) Wolf Rudich an der Universität Wien, Phil Fak. WS 1915/16, Archiv der Universität Wien.
[219] Ebd.

werden; der rasche Abbruch des Studiums könnte auch mit der Einsicht der Zwecklosigkeit dieses Ansinnens zusammenhängen. An dieser Stelle kann jedoch nicht mit Gewissheit gesagt werden, welche Einstellung Wolf Rudich zum Krieg hatte. Ob er etwa einer von vielen ‚patriotisch' gesinnten jüdischen Soldaten war, welche der Monarchie durch den Fronteinsatz ihre Treue beweisen wollten, oder wie etliche andere Juden dem eher abgeneigt war.[220] Wolf musste wissen, dass er jederzeit einberufen werden konnte, da er bereits mit einundzwanzig Jahren bei einer Stellungsliste seiner Heimatgemeinde in der Bukowina tauglich gesprochen worden war.[221] Gegen Ende August 1916 musste Wolf Rudich schließlich einrücken und bis zum Kriegsende als Soldat dienen.[222] Er war damit einer von etwa 300.000 bis 400.000 jüdischen Soldaten, die im Ersten Weltkrieg für die österreichische Monarchie und den Kaiser im Einsatz waren.[223] Noch während des Krieges heiratete Wolf die elf Jahre jüngere Serafine König. Seiner Heiratsurkunde vom Mai 1918 ist zu entnehmen, dass er damals dem Militärkommando von Mährisch Ostrau (heute ‚Ostrava', Tschechien), das etwa 300 Kilometer von Wien entfernt lag, unterstand.[224] Wolf und Serafine sollten erst ein halbes Jahr später nach Kriegsende in eine gemeinsame Wohnung in Wien zusammenziehen können.

[220] William McCagg spricht in diesem Zusammenhang von „two sorts of Jewish wartime behaviour": vgl. McCagg, William O., Jewish Assimiliation in Austria: Karl Kraus, Franz Werfel and Jospeh Roth on the Catastrophe of 1914-19. In: Wistrich, Roberţ S. (Ed.), Austrian and Jews im the twentieth century: From Franz Josef to Waldheim, New York 1992, 58-81, hier 60.
[221] Losungsliste Geburtsjahr 1885, Stellungsjahr 1906, Heimatgemeinde Szypenitz, Gemeindeverzeichnis Nr. 22 Bezirkshauptmannschaft Kotzmann, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Best. 8, Inv. 8, Nr. 5.
[222] Vgl. Melderegisterauszug, Wolf Rudich, Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 8 – B-MEW-21454/2016 (14.01.2016).
[223] Schmidl, Erwin A., Jüdische Soldaten in der k.u.k. Armee. In: Patka, Marcus G. (Hg.), Weltuntergang, 45-51, hier 46.
[224] Vgl. TRAUUNGSBUCH, VIII. Bezirk (Josefstadt), 273, Archiv der IKG Wien, A/VIE/IKG/I/VIE/BUCH/MA/IKG/I/VIE/BUCH/MA.

Abb. 2.: Wolf Rudich und Serafine König, vermutlich im Jahr 1918 (Photo: Archiv Familie Rudich).

IV. WOHNEN IN WIEN

IV.1 Die Wohnadressen von Wolf Rudich und der Familie König

Seit seiner Ankunft im September 1914 zog Wolf Rudich innerhalb eines knappen Jahres drei Mal in der Reichshauptstadt um. Zunächst wohnte er die ersten zwei Monate in der Schüttelstraße 51 im zweiten Wiener Gemeindebezirk, der Leopoldstadt, wo die meisten Juden und Jüdinnen Wiens lebten.[225] Laut Meldeunterlagen wohnte seine zukünftige Frau Serafine König zwei Häuserblöcke von Wolfs Wohnung entfernt. Sie bezog mit ihrer Mutter, der Großmutter und den drei jüngeren Brüdern eine Wohnung in der nahegelegenen Paffrathgasse 3, drei Tage bevor Wolf Rudich aus der Schüttelstraße in den 16. Bezirk umzog. Allerdings blieb die Familie König nur sechs Wochen lang dort, um nachher ebenfalls in den 16. Bezirk zu übersiedeln, wieder in die unmittelbare Nähe von Wolfs neuer Unterkunft.[226] Er wohnte von Mitte Dezember 1914 bis Anfang Juni 1915 in der Hubergasse 12, dann zog er für die nächsten sieben Wochen in die nahegelegene Ottakringerstraße 31 im selben Bezirk um. Fast zeitgleich zog die Familie seiner künftigen Ehefrau ebenfalls aus ihrer Wohnung in der Brestelgasse aus, wo sie die letzten sechs Monate verbracht hatte. Auch sie blieb in Ottakring und bezog eine neue Unterkunft in der Veronikagasse 1, diesmal vierhundert Meter von Rudichs Wohnung entfernt. Dort konnte oder musste die Familie etwas länger als ein Jahr bleiben. Wolf Rudich blieb keine drei Monate in der Ottakringerstraße (er sollte später in dieselbe Straße zurückkehren). Gegen Ende August desselben Jahres übersiedelte Wolf in den oberen Teil der Josefstadt, dem 8. Bezirk.[227] Nun befand er sich noch näher bei Serafines Wohnung, obwohl beide ab jetzt in zwei verschiedenen Bezirken wohnten. Wenn Wolf aus der Josefstadt über die Grenze der Gürtelstraße ging, waren es von seiner neuen Unterkunft bloß ein paar hundert Meter Entfernung bis zur Veronikagasse in Ottakring. Dann aber zog Familie König Anfang September 1916 ebenfalls von Ottakring in die Josefstadt, in die Laudongasse 69, wieder einmal in knapp hundertfünfzig Meter Entfernung von Rudichs letzter Wohnung.

---

[225] Um 1910 lebte etwa 40% der gesamt jüdischen Bevölkerung Wiens im 2. und 20. Bezirk: vgl. Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 1867-1914: Assimilation and Identity, New York 1983, 76; vgl. Oxaal, Ivar, Die Juden in Wien des jungen Hitler: Historische und soziologische Aspekte. In: Botz, Gerhard (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert., Wien 2002 (2. neu bearbeitete und erweiterte Auflage), 47-66, hier 57.

[226] Die Großmutter von Serafine, Berta Schneeweiß, zog in die Koppstraße 13, und der Rest der Familie in die Brestelgasse 11. Wolfs und Serafines Wohnungen in Ottakring lagen fast in derselben Distanz wie die Leopoldstädter Wohnungen auseinander: vgl. Melderegisterauszug Marie König, Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 8 – B-MEP-934501/2015 (04.12.2015).

[227] Wolfs neue Wohnadresse: Florianigasse 66.

Der Gürtel war damals eine der längsten Hauptverkehrsadern Wiens, welche die bürgerlichen, ehemaligen ‚Vorstädte' und nunmehrigen inneren Bezirke von den verrufenen, proletarischen ‚Vororten' (Außenbezirke) trennte und somit eine klare soziale Grenze bedeutete. Die neue Adresse Wolfs Rudichs in der Florianigasse im 8. Bezirk, der Josefstadt, unterschied sich von seinen früheren Unterkünften. Es handelte sich um ein stattliches, repräsentatives Gebäude aus dem Jahr 1902 innerhalb des Gürtels in diesem gutbürgerlichen und kleinsten Bezirk der Hauptstadt. Hier wohnten in etwa so viele Juden und Jüdinnen wie in Ottakring, dennoch machte der jüdische Anteil fast 9% der Josefstädter Bevölkerung aus, während dieser in Ottakring unter 3% blieb.[228] Im Unterschied zu dem erwähnten Arbeiter-Vorort Ottakring wohnte in der Josefstadt im Durchschnitt eine finanziell besser aufgestellte und gebildetere Mittelschicht. Es scheint also, dass Wolf Rudich hiermit einen sozialen Aufstieg machte, zumindest, was seine Wohnlage betraf. Er blieb an dieser Adresse etwas mehr als ein Jahr, während dem er sein Wintersemester (1915/16) an der Philosophischen Fakultät machte. Laut Abmeldevermerk aus der Florianigasse ist er am 28. August 1916 zum militärischen Kriegsdienst „eingerückt".[229] Er war also nicht mehr in der Nachbarschaft, als Familie König kurz nach seiner Einberufung in die Nähe der Florianigasse umzog.

Erst nach Kriegsende, ab 5. Dezember 1918, war Wolf Rudich wieder in Wien gemeldet. Er fand noch einmal eine Wohnung in der Ottakringerstraße Nr. 24, die er diesmal mit seiner jungen Gattin Serafine Rudich bezog. Sie waren beide wieder in den gewohnten, bescheideneren Vorort zurückgekehrt, jedoch auf die andere Straßenseite der Ottakringerstraße, welche die Grenze zwischen Ottakring (XVI) und Hernals (XVII) markiert. Ihr erster gemeinsamer Haushalt befand sich also in Hernals, wo sie bis April 1921 bleiben sollten.[230] Aus dieser Wohnlage der Familie König und des jungen Wolf Rudich könnte man schließen, dass sie eine Ausnahme unter der größeren Zahl einer weitaus ärmeren Schicht von religiösen Juden und Jüdinnen aus Galizien und der Bukowina bildeten. So meint Ivar Oxaal, dass das „Ausmaß an Wohlstand meist systematisch mit dem Herkunftsland korrelierte" und die Juden, welche in den „soliden bürgerlichen Bezirken rund um die Ringstraße [darunter auch die Josefstadt]" wohnten, eher die in Wien geborenen und zumeist Assimilierten waren, „ganz im Gegenteil zu den galizischen".[231]

[228] Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 57; vgl. Adunka, Evelyn/Anderl, Gabriele, Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt – Ottakring und Hernals, Wien 2013, 32f: darin finden sich genauere Angaben zur jüdischen Bevölkerung in Hernals und Ottakring.
[229] Vgl. Melderegisterauszug Wolf Rudich, Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 8 – B-MEW-21454/2015 (14.01.2016).
[230] Das ursprüngliche Haus in der Ottakringerstraße Nr. 24 existiert heute nicht mehr.
[231] Oxaal, I., Die Juden in Wien, 56.

Was die Beziehungsanbahnung zwischen meinen Großeltern betrifft, kann ich aus der dürftigen Quellenlage bloß einige naheliegenden Vermutungen anstellen. Erstens würde es mir als ein sehr sonderbarer Zufall vorkommen, dass Wolf Rudich und seine zukünftige, viel jüngere Ehefrau Serafine König, beide aus Czernowitz bzw. aus dessen Umgebung, mehrmals fast zeitgleich umzogen, und viermal ihre Unterkünfte sehr nahe beieinander lagen. Es ist also vorstellbar, dass sie sich schon vor ihrer Auswanderung in Czernowitz gekannt haben. Womöglich war diese Verlobung eine zuvor arrangierte Sache zwischen den Eltern der beiden gewesen, als der Krieg und die nötig gewordene Auswanderung dazwischen kamen.[232] Zwei Jahre vor dem Krieg, im Juli 1912, war Serafines Vater gestorben. Als ihre verwitwete Mutter mit ihrer eigenen Mutter, den drei minderjährigen Söhnen und der achtzehnjährigen Serafine gegen Ende November 1914 in Wien eintraf,[233] könnte möglich gewesen sein, dass Wolf Rudich im Vorfeld für sie eine Wohnung in seiner Nähe gesucht hatte und für ihre Ankunft in Wien sorgte. Zweitens vermute ich hier eine beabsichtigte Nähe des zukünftigen Gatten zu der Familie seiner Schwiegermutter, die sich nun als Witwe und Kriegsflüchtling mit vier Kindern in einer schwierigen und prekären Lage befunden haben musste. Es war vielleicht die Absicht einer kontinuierlichen Unterstützung und Fürsorge seitens Wolf Rudichs da – soweit ihm das in seiner eigenen Lage möglich gewesen sein konnte –, abgesehen vom wahrscheinlichen Interesse an einer physischen Nähe zu seiner Verlobten. Gewiss muss es in diesem Naheverhältnis einen Bruch durch seine Einberufung zum Militärdienst gegeben haben, als er deshalb aus der Florianigasse ausziehen musste. Dass meine Großeltern schließlich noch während des Krieges im Mai 1918 heirateten, als er noch seinen Soldatendienst leisten musste, ist in meinen Augen ein weiteres Indiz für eine länger bestehende und feste Bindung der beiden.

Es war allerdings keine Seltenheit, sondern eher ein Charakteristikum mehrerer Diasporagemeinden, dass Männer in Wien Frauen aus den gleichen Herkunftsländern geheiratet haben.[234] Theoretisch wäre es also auch möglich, dass die engere Bindung erst in Wien und insbesondere durch das geteilte Schicksal als Auswanderer aus derselben Stadt, mit derselben Konfession und kulturellem Hintergrund entstanden wäre.[235] Es wäre also vorstellbar, dass aufgrund ihrer Gemeinsamkeiten, die in der Diaspora stärker hervorkamen, eine intensivere

[232] „Arrangierte Ehen“ waren Ende des 19. Jahrhunderts noch als „jüdische Bräuche“ weit verbreitet: vgl. Lappin, Eleonore, Jüdische Lebenserinnerungen. Rekonstruktionen von jüdischer Kindheit und Jugend in Wien der Zwischenkriegszeit. In: Stern, Frank/Eichinger, Barbara (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung, 1900-1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus, Wien-Köln-Weimar 2009, 17-38, hier 22.
[233] Flüchtlingskartei Nr. 23965: König, Marie.
[234] Ein Beispiel: laut Volkszählung von 1910 in Wien heirateten die meisten galizischen Männer ebenfalls aus Galizien stammende Frauen: vgl. Oxaal, I., Die Juden in Wien, 58.
[235] Theoretisch wäre es auch möglich, dass Wolf Rudich und die Familie König sich in Czernowitz kaum oder nur oberflächlich kannten. Sie hätten sich dann als ostjüdische Kriegsflüchtlinge in Wien getroffen, vielleicht an einem der kurzen drei Tage, wo sie als ganz nahe Nachbarn unweit des Praters im zweiten Bezirk wohnten.

Kommunikation zwischen Wolf Rudich und der Familie König als unter normaleren Umständen, etwa in der großen jüdischen Gemeinde von Czernowitz der Vorkriegszeit, stattgefunden hat. Dass Marie König mit ihren Kindern und ihrer Mutter kurz nach ihrer Ankunft in Wien eine Wohnung in der unmittelbaren Nähe von Rudich bezog und dass die enge Beziehung auch weiterhin bestand, nachdem er drei Tage später in einen entfernten Bezirk wegzog, lässt jedoch die erste Hypothese einer schon länger bestehenden und engeren Bekanntschaft überzeugender erscheinen.[236]

Abgesehen von diesen Vermutungen – die aufgrund fehlender Belege weder hundertprozentig beweisbar noch widerlegbar sind – zeigen diese ständigen Wohnungswechsel eine prekäre Situation, in der sich diese Personen sowie ein Großteil der Flüchtlinge und andere sozial Benachteiligte in Wien befanden.[237] Das ständige Umziehen von einer Wohnung in die andere, von einem Bezirk zum anderen spiegelt einerseits die schon vor dem Krieg gelebte Realität der finanziell und sozial benachteiligten BewohnerInnen der Stadt Wien wider: „Wiederholter Wohnungswechsel war Bestandteil im Leben der Unterschichten".[238] Auf der anderen Seite sprechen die längeren Aufenthalte an einer bestimmten Adresse üblicherweise für eine potenzielle Verbesserung der sozialen und finanziellen Situation, zumindest für ein beständigeres Mietverhältnis mit den HauseigentümerInnen. So fasst Albert Lichtblau den damaligen öffentlichen Diskurs zusammen: „Die Lösung der Wohnungsfrage wird in allen Fällen als eine der wichtigsten Gegenstrategien zu gesellschaftlichen Schwierigkeiten gesehen".[239]

Auch Familie König übersiedelte drei Mal innerhalb eines relativ kurzen Zeitraums von zwei Jahren. Angesichts der Anzahl der Familienmitglieder, die aus einer Witwe, drei minderjährigen Buben und einer jungen Frau unter zwanzig bestand, sind die mühsamen Strapazen und Schwierigkeiten dieser Umzüge mitten im Kriegshinterland leicht vorstellbar. Es mag auch für eine Familie mit vier, wenn auch nicht ganz kleinen Kindern schwieriger gewesen zu sein, eine annehmbare Unterkunft zu finden, da „kinderreiche Familien" von den Vermietern oft abgewiesen wurden.[240] Als sie im September 1916 in die Josefstadt, den (klein)bürgerlichen 8. Bezirk, umsiedelten, scheint sich ihre Lage stabilisiert zu haben. Sie blieben in der Laudongasse

[236] Jedenfalls ist unter beiden Hypothesen leicht anzunehmen, dass Wolf Rudich sich immer wieder um neue Unterkünfte für die Familie König gekümmert hat.
[237] Zu der sozialen Wohnmisere vgl. Lichtblau, Albert, Wiener Wohnungspolitik 1892-1919, Wien 1984 (Österreichische Texte zur Gesellschaftspolitik; Bd, 19), insb. 50F, 118f. Zur Situation der bedürftigen Juden in Wien, vgl. auch: Frei, Bruno, Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten, Wien-Berlin, 1920.
[238] Vgl. Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 50f.
[239] Ebd., 51.
[240] Ebd., 118. Unter diesen Umständen scheint es fast erstaunlich zu sein, dass die Königs dennoch immer wieder relativ schnell eine neue Wohnung fanden.

Nr. 69 bis kurz vor Kriegsende.[241] Es ist anzunehmen, dass ab diesem Zeitpunkt die Familie König ohne die älteste Tochter Serafine wieder zurück nach Czernowitz reiste.[242] Von ihren drei jüngeren Brüdern war der siebzehnjährige Max ab September 1916 in der Laudongasse nicht mehr bei der Mutter mitgemeldet. Etwa ein Jahr später, ab Ende November 1917, war sein jüngerer Bruder Sigi, damals sechzehn Jahre alt, auch nicht mehr dabei. Sie waren vermutlich schon damals nach Czernowitz zu ihren Vormund Moses Schneeweiß geschickt worden, um dort die Mittelschule mit umstandsbedingter Verspätung abzuschließen.[243] Einzig der jüngste Sohn Theodor blieb bei seiner Mutter bis zur letzten Abmeldung.

IV.2 Allgemeine Wohnsituation in Wien im Ersten Weltkrieg

Durch eine explosive Bevölkerungszunahme in der Reichshauptstadt zwischen 1890 und 1910,[244] aber auch durch Wohnspekulation und große soziale Gegensätze kam es zu einem Zustand massiver Wohnungsnot in Wien. Seitens der politischen Parteien, wie der im Gemeinderat vertretenden Christlich-Sozialen Partei, der Liberalen und der Sozialdemokratischen Partei, gab es vereinzelte Ansätze, sich dieser Problematik anzunehmen und dementsprechende Maßnahmen zu setzen. Selbstverständlich waren die Initiativen und Diskurse über dieses für die Bevölkerung so brisante und lebenswichtige Thema ein von politischen Ideologien stark besetztes Terrain.[245]

Es ist davon auszugehen, dass der private Bau neuer Wohnungen – vor allem Kleinwohnungen – in der spätliberalen Ära und mit Beginn des Ersten Weltkrieges zu einem fast vollkommenen Stillstand kam.[246] Die schon vor dem Krieg vorhandene Wohnungsnot spitzte sich

[241] Anfang November 1918 wurden die Familienmitglieder von dieser letzten Adresse abgemeldet, vgl. Melderegisterauszug Marie König.

[242] Wie bereits erwähnt, hatte Serafine ein halbes Jahr davor Wolf Rudich geheiratet und wohnte mit ihm ab Anfang Dezember 1918 in Hernals.

[243] Max König machte als zwanzigjähriger Schüler Anfang Juli 1919 seine Reifeprüfung im Deutschen Staatsgymnasium in Czernowitz: vgl. Deutsches Staatsgymnasium, Jüdische Abteilung, Czernowitz, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 229, Inv. 2, Akt 33. Max jüngerer Bruder Sigi war Schüler der sechsten Klasse in derselben Schule im Jahr 1918/19: vgl. Namenseintragung im Klassenbuch der 6B Klasse im Deutschen Staatsgymnasium von Czernowitz, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 232, Inv. 2, Akt.Nr. 104.

[244] Im Jahre 1890 zählte man in Wien inklusive der gerade eingemeindeten Vororte ca. 1,36 Millionen EinwohnerInnen; bei der Volkszählung 1910 waren es knapp über zwei Millionen, wodurch die Hauptstadt mit diesem bis heute nie wieder erreichten Höchststand weltweit unter die sechs größten Städte fiel: vgl. https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Bevölkerung (01.03.2016).

[245] Dieses Phänomen war auch anderen europäischen Großstädten eigen, wie der Direktor der Allgemeinen Krankenkasse des damals ebenfalls überbevölkerten Berlin konstatierte: „Die Wohnungsfrage ist nicht nur eine wirtschaftliche, sondern eine eminent politische Frage“: Kohn, Albert. In: ders. (Hg.), Unsere Wohnungs-untersuchungen im Jahr 1917, Berlin, 1917, zitiert nach: Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 41; vgl. Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 15-51.

[246] Eigner, Peter/Matis, Herbert/Resch, Andreas. Sozialer Wohnbau in Wien. Eine historische Bestands- aufnahme. In: Jahrbuch des Vereins für die Geschichte der Stadt Wien 1999, hg. v. Verein für die Geschichte der Stadt Wien , Wien 1999.
Onlinequelle: www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/matis_wohnbau.pdf, hier 2., (01.03.2016);

dementsprechend zu. Laut dem marxistisch orientierten Zeitgenossen Bruno Frei wirkte sich dieser neue Mangel an freien Wohnungen nun auch verheerend auf die „mittelständischen und bessergestellten Bevölkerungsgruppen“ aus.[247] In seinem Versuch, auf die schwierige Situation der jüdischen Bevölkerung Wiens während der Kriegsjahre aufmerksam zu machen, ging der Autor akribisch auf ihre Wohnsituation ein, anhand einer statistischen Erfassung von 220 Wohnungen mehrerer jüdischer EinwohnerInnen in Wien. Der Großteil seiner untersuchten Wohnungen befand sich im 2. und 20. Bezirk. Dort lebte fast die Hälfte der in Wien ansässigen Juden und Jüdinnen, es waren aber auch die Bezirke, in denen zumeist die ärmeren, oft streng religiösen und weniger bis gar nicht assimilierte Juden lebten.[248] Nur 34 der untersuchten Wohnungen befanden sich in anderen Bezirken. Er spricht von einem „Schein“, dass die Juden und Jüdinnen im Vergleich zur nicht jüdischen Bevölkerung besser wohnten:

> „Die größte Zahl der Fälle gehört der Wohnungsform Zimmer, Kabinett und Küche, während die vom Wohnungsamt der Stadt Wien herausgegebenen Ergebnisse der Wohnungszählung in Wien vom Jahre 1917 ein Überwiegen der Zimmer-Küchen-Wohnung als die verbreitetste Wohnungsform dartun“.[249]

Es stellte sich aber im Laufe der statistischen Erfassung heraus, dass die meisten dieser Wohnungen überbelegt waren, also die BewohnerInnen teilweise in engsten Verhältnissen lebten.[250] Dies betraf insbesondere die Kriegsflüchtlinge aus Galizien und der Bukowina. Dass die allgemeine Wohnungsnot auf die Anwesenheit der Flüchtlinge als Ursache zurückzuführen wäre, sei laut Bruno Frei eine „Zwergserscheinung“.[251] Angesichts der kaum leer stehenden Wohnungen und eines der Anzahl der anwesenden Flüchtlinge bei weitem übersteigenden Wohnungsbedarfs wäre die Schuldzuweisung in Richtung Flüchtlinge ein Täuschungsmanöver seitens der zuständigen Behörden und der antisemitischen Presse.[252] Fast die Hälfte der erfassten MieterInnen in seiner Untersuchung waren UntermieterInnen und sogenannte „Bettgeher“, also „familienfremde“ Menschen ohne eigene Unterkunft, die aber ein fremdes Bett zum Schlafen mieten konnten.[253]

---

vgl. Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 96.

[247] Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 41; vgl. Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 119.

[248] Zu Identität und Assimilation siehe das Kapitel über die Zwischenkriegszeit in dieser Arbeit. Über die Identität der nach Wien zugewanderten Juden und Jüdinnen vgl. auch: Rozenblit, Marsha L., Segregation, Anpassung und Identitäten der Wiener Juden vor und nach dem Ersten Weltkrieg. In: Botz, Gerhard (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, 227-240, insb. 230.

[249] Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 44.

[250] Ebd., 49.

[251] Ebd., 42

[252] Ebd.

[253] Ebd., 49.

Laut Albert Lichtblau „bedingte der Krieg ein Umdenken" insofern, dass die MieterInnen, nun größtenteils von ihren Kriegsdienst leistenden Männern zurückgelassene Frauen, Kinder und Greise, vor Delogierungen aufgrund fehlender Mietraten bewahrt werden sollten.[254] Als „notwendige" Abwehrmaßnahme gegen mögliche „soziale Unruhen"[255] wurde Anfang 1917 der Mieterschutz eingeführt, als mehr als die Hälfte aller Wohnungen in Wien „überbelegte Ein- und Zweizimmerwohnungen" waren.[256] So fasst es im Rückblick die Wiener Sozialdemokratische Partei zusammen: „Nach massiven Protesten sah sich die konservative Regierung gezwungen, 1917 bedeutende Konzessionen einzugehen: Durch eine Mieterschutzverordnung – mit Mietzinsstopp ("Friedenszins") und Einschränkung des Kündigungsrechtes."[257] Dies war schon deshalb eine notwendige Maßnahme, weil nach zweieinhalb Jahren Krieg die anfängliche, allgemeine Kriegsbegeisterung einer verbitterten Ernüchterung gewichen war. Die wirtschaftlichen Folgen mit Engpässen und Hungersnöten im Hinterland wurden deutlich spürbarer, das Geld verlor an Wert. Ein allgemeines „Misstrauen" gegen die Obrigkeiten, gegen die Frontnachrichten und insbesondere gegen die bevorzugten „Kriegsgewinnler" breitete sich in der Bevölkerung aus, wie der Schriftsteller Stephan Zweig schildert.[258] Einige wenige mit genügend Beziehungen zur Verwaltung und zu Geldkapital machten aus der Not von vielen anderen gute Geschäfte. Unter anderem wurden verlassene Liegenschaften und Wohnhäuser billig angekauft, um die Wohnungen zu erhöhten Preisen an die bedürftige Bevölkerung zu vermieten. Der neue Mieterschutz versprach diesen Praktiken einen Riegel vorzuschieben:

> „Zweck und Absicht der Verordnungen [des eingeführten Mieterschutzes] liegen daran, die Preistreiberei und das unberechtigte Hinauftreiben der Mietzinse durch jene Elemente zu verhindern, welche die Erscheinungen der Kriegskonjunktur auf dem Wohnungsmarkt zu übertragen suchen".[259]

In jedem Bezirk sollte es ab nun ein Mietamt zur Regelung, Vermittlung und Schlichtung von Mietstreitigkeiten geben.[260] Die Verordnung wurde im Grunde als provisorische, „zeitlich begrenzte Kriegsmaßregel" erdacht, die scheinbar das Kriegsende vorausahnend mit dem 31. Dezember 1918 wieder außer Kraft gesetzt werden sollte.[261]

---

[254] Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 97.
[255] Ebd.
[256] Kommunaler Wohnbau. In: Weblexikon der Wiener Sozialdemokratie, Onlinequelle: http://www.dasrotewien.at/kommunaler-wohnbau.html (03.03.2016).
[257] Ebd.
[258] Zweig, Stefan, Die Welt von Gestern, Frankfurt/M. 2002 (Erstausg. 1942), 292.
[259] *Reichspost* Ausg. 56, 04. Februar 1917, 10f. In: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016).
[260] Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 97f.
[261] *Die Neue Zeitung*, Nr. 28. 10. Jg., 30. Jänner 1917, S. 2, abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016). Die *Neue Zeitung* kritisierte schon damals die zeitliche Begrenzung auf die Kriegsdauer, da der Mieterschutz „ebenso notwendig in der Friedenszeit" sei: vgl. ebd.

Es gab allgemein unterschiedliche bis entgegengesetzte juristische Auslegungen, ob der Mieterschutz auch für die vielen UntermieterInnen, damals „Aftermieter“[262] genannt, gelten sollte.[263] Allerdings sollte der Mieterschutz nicht für Personen gültig sein, die nach dem 1. August 1914 in die Hauptstadt zugezogen waren, eine Ausnahme, die in erster Linie ostjüdische Kriegsflüchtlinge aus Galizien und der Bukowina betraf.[264] Hierbei zitiert Albert Lichtblau einen christlich-sozialen Politiker namens Ullrich, der im Jahr 1917 von einer “*Gefahr für die bodenständige Bevölkerung*” durch die Anwesenheit von etwa 43.000 jüdischen Flüchtlingen in der Hauptstadt warnte.[265] Bruno Frei erklärte die Tatsache, dass die Juden trotzdem weniger von den Delogierungen betroffen waren dadurch, dass jüdische Hauptmieter des Öfteren Untermieter zu sich aufnahmen, um ja nicht mit den Mietraten in Verzug zu kommen.[266]

Laut Auskunft aus den Wiener Meldeunterlagen wohnte Wolf Rudich in all seinen genannten Adressen jeweils als Hauptmieter.[267] Aus heutiger Sicht ist es umso verwunderlicher, dass er so oft seine Unterkunft wechseln musste. Auch Marie König war mit ihren Kindern in allen mitgeteilten Adressen als Hauptmieterin gemeldet, allerdings als „Haupt (Jahres- und Monats)wohnparteien“.[268] Es wird daraus erkennbar, dass es sich um relativ kurzfristige Mietverträge handelte, teilweise unter einem Jahr, die sie nur bekommen konnten, als es noch kein allgemeingültiges Mietgesetz gab, das erst 1922 eingeführt wurde.[269] Trotz Hauptmietverhältnis hatten sie also keinen Schutz vor Delogierungen bei Nicht-Verlängerung der Verträge. Als im September 1916 die Familie König nun ebenfalls in den kleinbürgerlichen 8. Bezirk umsiedelte, könnte es sich um eine deutliche Verbesserung des Mietverhältnisses gehandelt haben. Die Tatsache, dass die Familie König bis zum Kriegsende über zwei Jahre lang – und somit die längste Zeit in einer Wiener Unterkunft während des Krieges – in der Laudongasse 69 wohnte, spricht eher für ein solideres Wohnverhältnis. Es kann auch sein, dass sich ihre finanzielle Basis gebessert hatte, wenn man bedenkt, dass laut Flüchtlingskartei Marie König zwischen Dezember 1914 und Ende Februar 1916 regelmäßige Auszahlungen seitens der *Zentralstelle* bekam.[270] Sie scheint ab März 1916 nicht mehr auf diese Zahlungen angewiesen gewesen zu sein, was insofern verwunderlich ist, da sich die allgemeine Situation für die Wiener

[262] Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 74.
[263] *Arbeiterzeitung* Nr. 53., 29. Jg., 24. Feb. 1917. In: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016).
[264] Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 98.
[265] Amtsblatt der k.k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien 1917, Ullrich = CSP 2331 ff, zitiert nach Lichtblau, A., Wiener Wohnungspolitik, 98.
[266] Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 49.
[267] MA 8 – zu B-MEW-21454/2016, Auskunft v. 08.03.2016.
[268] MA 8 – zu B-MEP-934501/2015, Auskunft v. 10.03.2016.
[269] http://www.mieterschutzwien.at/index.php/194/gesetze-zum-mieterschutz-im-wandel-der-zeit/ (23.03.2016).
[270] Flüchtlingskartei 23.965: König, Marie.

Bevölkerung und insbesondere für die jüdischen Flüchtlinge ab diesem Zeitpunkt verschlechterte.[271]

Es ist aus den Meldeunterlagen nicht ersichtlich, in welcher Art von Wohnung und in welcher Größe Familie König oder Wolf Rudich gelebt haben. Aufgrund der Tatsache, dass die Königs zwei Jahre lang als Kriegsflüchtlinge eine kaum ausreichende, „weit unter dem Existenzminimum“ liegende Auszahlung für Kost und Logis bekommen hatten,[272] ist davon auszugehen, dass sie zumindest während dieser ersten, unsteten Phase in Wien in eher bescheidenen und engen Verhältnissen gewohnt haben. Bis auf die ersten beiden Wohnungen in der Paffrathgasse 3 (Familie König) und in der Schüttelstraße 5 (Wolf Rudich) im zweiten Bezirk stehen noch die alten Häuser in Wien, wo meine Großeltern während des Krieges, noch unverheiratet und getrennt, gelebt haben. Das Gebäude der ersten gemeinsamen Wohnung als junges Ehepaar in der Ottakringerstraße 24, die sie von Anfang Dezember 1918 bis April 1921 bezogen, existiert hingegen nicht mehr, ebensowenig das Haus in der Reinprechtsdorferstraße Nr. 57 im fünften Gemeindebezirk, wo sie zwölf Jahre lang und damit die längste durchgehende Zeit in ihrer Wiener Existenz gewohnt haben (April 1921 bis August 1933). Spätestens ab 1933 sollten sie eine größere Wohnung in einer besseren Lage gefunden haben: ihre letzte Wohnung in der Albertgasse – noch einmal in der Josefstadt – bestand aus 3 Zimmern, Küche und Kabinett.[273]

IV.3 Jüdische und nicht-jüdische Wohngegenden Wiens

Es ist hier zu hinterfragen, inwieweit die Mitglieder der Familie König und Wolf Rudich sich von Anfang an assimiliert haben oder schon als weitaus assimilierte ‚Buko-Wiener‘ ankamen und welche Rolle die Anwesenheit von anderen jüdischen BewohnerInnen bei der Wahl ihrer Wohngegenden gespielt hat. „The Vienna Jews lived with other Jews“,[274] sagt Marsha L. Rozenblit, die sich eingehend mit den Identitätsfragen der Wiener jüdischen Bevölkerung seit dem 19. Jahrhundert befasst hat. Laut ihr tendierten die Juden und Jüdinnen seit der Vorkriegszeit dazu, in der Nähe von anderen Juden zu leben, um dadurch ihre „Jewish Identity“ zu bewahren.[275] So entwickelten sich bestimmte Konzentrationsgegenden, wo ein relativ großer

[271] Trotz katastrophaler Verhältnisse für die Betroffenen war auch eine größere Zahl von Flüchtlingen aus der staatlichen Versorgung im Frühjahr 1916 entlassen worden. Im Dezember 1915 wurden noch etwas über 77.000 jüdische Flüchtlinge unterstützt, im Mai 1916 waren es bloß 20.000, im September 1917 stieg die Zahl wieder auf fast 44.000: vgl. Hoffmann-Holter, B., „Abreisendmachung“, 283; vgl. Raggam-Blesch, Jüdische Frauen im Krieg. In: Patka, Marcus G. (Hg.), Weltuntergang, 159-167, hier 164.
[272] Hoffmann-Holter, B., „Abreisendmachung“, 48; vgl. Lappin, E., Juden in Wien, 65.
[273] Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich, S. 5.
[274] Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 71.
[275] Ebd.

Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung wohnte. Wie bereits erwähnt, lebten die meisten im zweiten Bezirk,[276] aber auch ein beträchtlicher Teil im ersten und im neunten Bezirk. Die drei Bezirke bildeten ein sogenanntes ‚jüdisches Wohndreieck', wo sich um 1910 noch fast 60% der gesamten jüdischen Bevölkerung Wiens konzentrierten.[277]

Besondere Aufmerksamkeit verdienen auch der 16. und 17. Bezirk, wo Rudich und die Königs immerhin fünf verschiedene Wohnungen bezogen haben, wovon vier in Ottakring und die letzte in Hernals lagen. In einer kürzlich erschienenen Monographie widmeten sich Gabriele Anderl und Evelyne Adunka einer historischen Untersuchung des jüdischen Lebens in diesen ehemaligen zwei Vororten Wiens.[278] Dort lebten laut der Volkszählung von 1910 insgesamt 4,6% der jüdischen Bevölkerung Wiens, 2,6% in Ottakring und 2% in Hernals. Der prozentuelle Anteil an der nicht jüdischen Bevölkerung der jeweiligen Bezirke verhielt sich in Ottakring mit 2,5% fast gleich wie zur gesamten jüdischen Bevölkerung, in Hernals lag er mit 3,3% etwas höher.[279] Bei der darauffolgenden Volkszählung von 1923 mit der bis dahin höchsten Anzahl von jüdischen EinwohnerInnen in Wien (10.8%) hielten sich diese Relationen in etwa gleich wie im Jahr 1910.[280]

Vor der Eingemeindung der ehemaligen Vororte als äußere Randbezirke im Jahre 1890 gab es fünf jüdische Kultusgemeinden, wovon eine Ottakring war, die alsdann gemeinsam mit anderen ehemaligen Gemeinden wie Währing (18. Bezirk) und Sechshaus (15. Bezirk) als Teil der nun größeren Wiener Kultusgemeinde eingegliedert wurde.[281] Seit 1886 gab es in Ottakring einen eigenen jüdischen Tempel in der Hubergasse 8 – zwei Häuser von der Hubergasse 12 entfernt, wo Wolf Rudich ein halbes Jahr lang wohnte – mit einer Kapazität für etwa 670 Männern und Frauen.[282] Der Tempel wurde vierzig Jahre lang (1898-1938) vom Rabbiner Julius Max Bach geleitet, der als bedeutender jüdischer Prediger und auch „gelegentlicher Mitarbeiter der *Neuen Freien Presse*" mit Kontakten zur Literaturszene bekannt war.[283] Etliche jüdische Wohltätigkeits- und Kulturvereine hatten ihren Sitz im selben Gebäude der Synagoge.[284] Es gab auch zionistische Organisationen für den 16. und 17. Bezirk, wie die von Leopold Sitzmann –

[276] Bis 1900 war der 20. Bezirk noch Teil vom 2. Bezirk.
[277] Vgl. Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 76: Table 4:1.
[278] Adunka, E./Anderl, G., Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt – Ottakring und Hernals, Wien 2013.
[279] Vgl. Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 78: Table 4:2.
[280] Ebd., 32.
[281] Nikitsch, Herbert, Die Juden in Währing. In: Unser Währing, Vierteljahresschrift des Museumsvereins Währing-Wien, Museumsverein Währing, 23. Jg., 1988/1. Heft, Wien 1988, 13; vgl. Adunka, E./Anderl, G., Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt, 43.
[282] Adunka, E./Anderl, G., Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt, 42.
[283] Ebd., 48 ff.
[284] Ebd., 57-60.

einem Mitarbeiter von Theodor Herzl – geleitete und in der Frauengasse (Hernals) beheimatete „Zionistische Bezirkssektion“.[285]

Evelyn Adunka erwähnt eine Reihe von bekannten jüdischen Persönlichkeiten aus diesen beiden Bezirken bzw. mit einem emotionellen Bezug zu diesen, wie den als Felix Mandelbaum geborenen und heute als Frederic Morton bekannten Schriftsteller oder einen anderer Schriftsteller, Fritz Kalmar, der in seiner nach Bolivien zweiten Exilheimat Uruguay – derselben meiner väterlichen Großeltern – im Jahr 2008 gestorben ist und mit einer nicht-jüdischen Hernalserin verheiratet war.[286] Einige bekannte Namen aus der Sozialdemokratie, wie Alfred Adler, zwei berühmte Maler, Ernst Fuchs und Arik Brauer, wie auch der spätere Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde (1987-1998) Paul Grosz, um nur einige zu nennen, finden sich unter den prominenten Ottakringern oder Hernalsern.[287] Gabriele Anderl führt uns durch die bewegten Geschichten und zum Großteil tragischen Biographien etlicher weniger bekannter Jüdinnen und Juden aus diesen beiden Bezirken.[288] Adunka erwähnt auch die „erste Abendvolkshochschule Europas“, das Volksheim Ottakring, das mit Spenden von jüdischen Finanziers wie Baron Albert Rothschild oder Karl Wittgenstein im Jahre 1905 eröffnet wurde.[289] Bis in die Zwischenkriegszeit hinein wirkten in dieser Volkshochschule viele bekannte SchriftstellerInnen und Intellektuelle jüdischer Herkunft. Die eingehende Beschäftigung der beiden Autorinnen mit diesen Bezirken und deren Ergebnisse zeugen von einer eigenen Geschichte der Ottakringer und Hernalser Juden und Jüdinnen sowie von einem nicht unwesentlichen Anteil dieser Wohngegend an der Geschichte der jüdischen Kultur und Politik in Wien trotz des relativ kleinen Anteils an der gesamten jüdischen Bevölkerung.

Diese Erkenntnisse kann man fast als ‚Falsifizierung‘ von Marsha L. Rozenblits These sehen, demgemäß „the Jews in Vienna avoided all of the working-class areas of the city as well as some of the new middle-class neighborhoods“.[290] Sie bezieht sich konkret auf die hier behandelten Bezirke Ottakring und Hernals, wo laut ihr nur an der Armutsgrenze lebende Juden und Jüdinnen aufgrund der billigeren Mieten, also nur gezwungenermaßen weit weg von den typischen jüdischen Gegenden hinzogen.[291] Dem gegenüber könnte das 1901 gegründete *Ottakringer Settlement* unter Mitwirkung und Initiative von Damen aus jüdischem, bürgerlichem Milieu wie Marie Lang oder Else Federn als gegenteiliges Beispiel herhalten. Dieses setzte sich zum Ziel,

[285] Ebd., 62.
[286] Ebd., 87, 93.
[287] Ebd., 111-119
[288] Ebd., 144-285.
[289] Ebd., 134.
[290] Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 77.
[291] Ebd., 79.

durch Niederlassung von BürgerInnen einer gebildeteren Mittelschicht in einem ärmeren Gebiet der Stadt den Menschen dort zu helfen und zur Bildung derselben beizutragen.[292] Freilich steht hier eine über dreißig Jahre ältere, rein quantitative Analyse von Rozenblit einer jüngeren, qualitativen Betrachtungsweise gegenüber. Ein anderer Gegensatz ergibt sich zwischen der Sicht des zeitgenössischen, jüdischen Journalisten Bruno Frei – laut Adunka und Anderl „ein überzeugter Kommunist“[293]– und Marsha L. Rozenblit über den Zusammenhalt der jüdischen Bevölkerung Wiens. Laut Frei hing der Grad des Gemeinschaftssinns viel mehr von der Zugehörigkeit zu einer sozialen Klasse und vom „Klassengegensatz“ als von der Zugehörigkeit zu einer „Volks- und Religionsgemeinschaft“ ab.[294] Wiewohl Rozenblit diese Klassengegensätze einräumt und Differenzierungen etwa zwischen der ärmeren Leopoldstadt oder der Brigittenau (20. Bezirk) und dem bürgerlichen Alsergrund (9. Bezirk) kommentiert, misst sie dennoch der Intention des jüdischen Zusammenhalts bei der Wahl der Wohngegend ein stärkeres Gewicht zu als der Klassenzugehörigkeit, zumindest für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg.[295]

Rozenblit erwähnt auch Margareten (5. Bezirk) als eine von Juden und Jüdinnen eher gemiedene Gegend des Proletariats. Auch der 8. Bezirk soll nicht besonders attraktiv gewesen sein: „Jews rarely chose residence in wealthy Wieden (IV) or in *bürgerlich* Josefstadt (VIII)“.[296] Ihr zufolge wären also die Familie König und später die Familie Rudich nicht unter die klassische Typologie der Wiener Juden und Jüdinnen einzureihen, da sie bis auf die ersten Monate im 2. Bezirk in den restlichen insgesamt neun Wohnungen, die sie zwischen 1915 und 1933 bezogen, gerade in solchen Bezirken wohnten, die nicht zu den von Juden bevorzugten Gegenden Wiens zählten. Ob die Wahl ihrer Wohnbezirke rein aus praktischen und finanziellen Überlegungen erfolgte oder eher aus einem Assimilationswunsch, vielleicht sogar einer Abgrenzung gegenüber den klassischen jüdischen Gegenden geschuldet war, kann an dieser Stelle nicht beantwortet werden.

[292] Adunka, E./Anderl, G., Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt, 139f.
[293] Ebd., 35.
[294] Frei, B., Jüdisches Elend in Wien, 30.
[295] Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 78f.
[296] Ebd. 77.

V. AUF DER SUCHE NACH EINER NEUEN – STAATSBÜRGERLICHEN – IDENTITÄT

Meine Großmutter Serafine erinnerte sich – so die Darstellung meiner Mutter – an eine beschwerliche, lange Zugreise in hochschwangerem Zustand. Ihren ersten Sohn Sigurt hatte sie nicht in Wien, sondern am 23. November 1919 in Czernowitz geboren.[297] Man kann bloß spekulieren, welche persönlichen Motive das junge Ehepaar Wolf und Serafine Rudich hatte, um diese schwierige Entscheidung zu treffen. Es mag wohl sein, dass Serafine ihre Familie, Mutter und Brüder, die nun wieder in Czernowitz wohnten, bei der Geburt ihres Erstgeborenen in ihrer Nähe haben wollte. Vielleicht spielten einfach Heimweh und der Wunsch, das Kind solle dort geboren werden, wo die Eltern herstammen, eine sentimentale Rolle. Unter den gegebenen Umständen und der unbequemen langen Reise lässt sich aber nicht verstehen, warum diese nicht vorher unternommen wurde, als sich die Schwangerschaft in einem früheren Stadium befand.

Es scheint eine andere Erklärung viel plausibler zu sein, die mit persönlichen Motiven und Wollen nichts zu tun hat. Es könnte der äußere Druck gewesen sein, der vom neuen Staat Deutschösterreich ausging, der kaum Raum für eigene Entscheidungsfindung frei ließ. Zweieinhalb Monate vor der Geburt Sigurt Rudichs, am 9. September 1919, war ein Erlass der Niederösterreichischen Landesregierung öffentlich kundgetan worden, der nach seinem Urheber, dem damaligen Landeshauptmann Albert Sever, als der ‚Sever-Erlass' bekannt wurde:

> „Die überaus schwierige wirtschaftliche Gesamtlage macht es unbedingt notwendig, Personen, welche in Deutschösterreich **nicht heimatberechtigt** sind, aus dem Staatsgebiete zu entfernen".[298]

Innerhalb von nur elf Tagen nach der offiziellen Verkündigung der so genannten „Abreisendmachung",[299] bis zum 20. September 1919, sollte eine große Zahl von ehemaligen StaatsbürgerInnen der österreichischen Monarchie, nun durch den Zerfall derselben auf einen Schlag zu ‚AusländerInnen' geworden, das Staatsgebiet der neugegründeten Republik verlassen. Obwohl die Durchführbarkeit dieses Erlasses kaum realistisch erschien und „rechtlich nicht gedeckt" war,[300] liegt es nahe zu denken, dass die Sorge um mögliche Folgen bei einer drohenden Abschiebung Wolf Rudich und seine im siebenten Monat schwangere Frau bewogen haben mögen, die beschwerliche Rückreise nach Czernowitz auf sich zu nehmen. Damit zählten

---

[297] Vgl. Geburtsurkunde von Sigurt Rudich, ausgestellt am 30. Nov. 1919, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 1245, Opys (Inventar) 15, Akte 26, Blatt 399, Laufzahl 578.

[298] Aus dem sogenannten ‚Sever-Erlass': Kundmachung der nö. Landesregierung vom 9. September 1919, Quelle: Wiener Stadt- und Landesbibliothek, zit. nach: Grandner, Margarete, Staatsbürger und Ausländer. Zum Umgang Österreichs mit den jüdischen Flüchtlingen nach 1918. In: Heiss, G./Rathkolb, O. (Hg.), Asylland wider Willen, 60-85, hier 72

[299] Ebd.

[300] Hoffmann-Holter, B., „Abreisendmachung", 200.

sie zu den etwa 10.000 „fremden“ Personen, die bis November 1919 „freiwillig“ die Ausreise antraten.[301] Demgegenüber gab es an die 20.000 „Gesuche“ von Leuten, die in Wien bleiben wollten.[302] Diese Zahl deckt sich mit den ca. 30.000 ostjüdischen Flüchtlingen, die nach dem 1. August 1914 in die Reichshauptstadt eingereist und bis nach Kriegsende verblieben waren.[303] Es ist nicht dokumentiert, wann genau die Reise der Rudichs angetreten wurde, es darf aber angenommen werden, dass sie sich bemühten, innerhalb oder kurz nach der angesetzten Frist Österreich zu verlassen, um keinerlei Schwierigkeiten mit den Behörden zu bekommen. Es wurde den Ausgewiesenen nahegelegt, in ihre ursprünglichen Geburtsorte, Städte und Gemeinden zurückzukehren, wo sie heimatberechtigt waren. Die Orte ihrer Heimatberechtigung befanden sich in ehemaligen Gebieten der Monarchie, die nun Teile von jungen Nationalstaaten wurden. Es stellte sich daher die Frage nach einer neuen Staatsbürgerschaft, nach einer neuen offiziellen ‚Zugehörigkeit‘ zu einem bestimmten Staatsgebiet und somit nach einer von behördlichen Entscheidungen abhängigen, neuen ‚Identität‘ der betroffenen Personen.

V.1 Staatsbürgerrechtliche Auswirkungen beim Zerfall der Monarchie

Gerade für die jüdische Volksgruppe bedeutete dies eine besonders schwierige Herausforderung. Die Stadt Czernowitz, die Gemeinden Schipenitz und Kotzmann wurden schon gegen Ende November 1918 an das Königreich Rumänien angeschlossen sowie Ende Dezember die ganze Bukowina an Großrumänien.[304] Marie König erwarb zwar später die rumänische Staatsbürgerschaft, doch die Lage für die jüdischen EinwohnerInnen von Czernowitz wurde unter dem Einfluss einer nationalistischen Rumänisierungskampagne immer prekärer. Sie teilten gemeinsam das Schicksal anderer Volksgruppen, die nicht zu den Rumänen gehörten: „Es änderte sich der Status der Czernowitzer Bevölkerung, deren Großteil nun zu einer nationalen Minderheit herabsank“.[305] Analog zu den deutschnationalen Bestrebungen kurz vor dem Ersten Weltkrieg, die Mehrsprachigkeit des Volksschulwesens abzuschaffen und Deutsch als einzige Unterrichtssprache zu etablieren, wurde in der rumänischen Zeit in den Schulen Czernowitzs verboten, deutsch zu sprechen.[306] Zwar richtete sich diese „Zwangsrumänisierung“ in Czernowitz gegen alle nicht rumänischen Ethnien, also auch gegen Ukrainer, Deutsche und

[301] Sauer, Barbara/Reiter-Zautloukal, Ilse (herausgegeben vom Verein zur Erforschung der anwaltlichen Berufsgeschichte der zwischen 1938 und 1945 diskreditierten Mitglieder der österreichischen Rechtsanwaltskammern), Advokaten 1938. Das Schicksal der in den Jahren 1938 bis 1945 verfolgten österreichischen Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte, Wien 2010, 7.
[302] Ebd.
[303] Vgl. Hoffmann-Holter, B., „Abreisendmachung“, 198.
[304] Die offizielle und administrative Eingliederung der Bukowina an Großrumänien erfolgte erst im Jahr 1926: vgl. Masan, O., Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, 34.
[305] Wolfenhaut, J., Nach Sibirien verbannt. 29.
[306] Vgl. ebd., 30.

Polen.[307] Die jüdische Bevölkerung wurde aber insbesondere über judenfeindliche Einschränkungen im Bildungswesen vielleicht am empfindlichsten getroffen.[308] Für die Juden und Jüdinnen Czernowitzs, die sich noch an die besseren Lebensbedingungen unter dem Schutz des Kaisers Franz Joseph in der Stadt erinnern konnten und sich insbesondere mit der deutschen Sprache und Kultur identifizierten, bedeutete dies eine zwanghafte Umstellung, die schwer zu ertragen war. Als ehemalige loyalste Untertanen des multinationalen Reiches und des Kaisers in Wien wurden jüdische Personen nun wirtschaftlich, sozial und kulturell explizit an den Rand gedrängt. Gegenüber der supranationalen Logik der Vielvölkermonarchie „folgten die Staatsbürgerschaftsrechte der neuen Republiken überwiegend einer nationalstaatlichen, ethnisch exklusiven Logik".[309]

Es ist daher nachvollziehbar, dass viele Juden und Jüdinnen aus Galizien und der Bukowina, die während des Kriegs nach Wien geflohen waren, auf die Möglichkeit hofften, als vollberechtigte StaatsbürgerInnen der neuen Republik Deutschösterreich aufgenommen zu werden. Doch die Lage war für sie insofern sehr schwierig, da nach der Ausrufung der Republik im November 1918 die Erlangung der neuen österreichischen Staatsbürgerschaft zunächst von der *Heimatberechtigung* in bzw. von der *Zuständigkeit* zu „einer auf dem Territorium der Republik gelegenen Gemeinde" abhängig gemacht wurde.[310] Die ‚Nicht-Dazugehörigen' wurden praktisch von einem Tag auf den anderen zu Fremden bzw. zu Ausländern in dem bis dahin als dem ihrem empfundenen Land gemacht.[311] Dies betraf vor allem ostjüdische Flüchtlinge, gegen die zu Kriegsende unter den Zeichen einer politisch „erhitzen Stimmung" mit immer stärker werdende Vehemenz polemisiert wurde: „Es war sicher nicht leicht, stigmatisiert als Ostjude oder Ostjüdin in Wien zu leben".[312] Es scheint genügend Hinweise zu geben, dass die gezielte Verhinderung der Einbürgerung ostjüdischer Kriegsflüchtlinge, von denen zu Kriegsende noch an die 30.000 in Wien lebten, ein wesentliches und nicht ganz unausgesprochenes „Leitmotiv" bei der Ausarbeitung der neuen Staatsbürgerschaftsrechte in Österreich gewesen ist, eine Ansicht, die mehrere ZeithistorikerInnen dezidiert teilen.[313]

---

[307] Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 221, siehe auch: 222ff.
[308] Vgl., Burger, H., Heimatrecht, 117.
[309] Ebd., 133.
[310] Ebd.
[311] Ebd.
[312] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 140.
[313] Burger, H., Heimatrecht, 136, siehe auch 134f; vgl. Grandner, M., Staatsbürger und Ausländer, 61; vgl. Lichtblau, Albert, Antisemitismus 1900-1938. Phasen, Wahrnehmung und Akkulturationseffekte. In: Stern, Frank/Eichinger, Barbara (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938, Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus, Wien-Köln-Weimar 2009, 39-58, hier 43.

V.2 Heimatrecht und Staatsbürgerschaft

Am Ende des Ersten Weltkrieges und beim Zerfall der alten k.k. Monarchie gab es „zwei verschiedene Konzeptionen der Integration“, die „nebeneinander“ und praktisch gleichberechtigt existierten, wodurch beide Konzepte in einem verschränkten und gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnis zueinander standen.[314] Die ältere Konzeption war der Begriff der *Heimatzugehörigkeit* zu einer bestimmten Gemeinde; seit der Einführung durch das Allgemeine Bürgerliche Gesetzbuch (ABGB) im Jahr 1811 gab es daneben das moderne Konzept der nationalen *Staatsbürgerschaft*, das sich auf ein größeres Staatsgebilde bezog.[315] Doch „ohne *Heimatrecht* gab es keine Staatsbürgerschaft“.[316] So bezeichnete der zeitgenössische Rechtstheoretiker Lukas Langhoff die Abhängigkeit vom Heimatrecht als „Grundgedanken der gesamten Regelung des Staatsbürgerschaftsrechtes“.[317] Daher war laut Harald Wendelin „die Staatsbürgerschaft ein reiner Formalakt“, während „rechtliche Bedeutung in erster Linie das Heimatrecht“ behielt.[318] Laut Margarete Grandner war andererseits noch vor November 1918 in Cisleithanien und in Ungarn die Staatsbürgerschaft Voraussetzung für den Erwerb des Heimatrechts gewesen.[319] Beide Begriffe und Konzeptionen scheinen sich also in einem ständig hin und her verschiebenden Wechselspiel gegenseitig bedingt zu haben, wobei das Ermessen der jeweiligen Entscheidung, die für die betroffenen Personen für ihr ganzes Leben ausschlaggebend sein konnte, den behördlichen Entscheidungsträgern auf Staats- und Gemeindeebene oblag. Diese „für das österreichische Staatsbürgerschaftsrecht konstitutive Verknüpfung von Staatsbürgerschaft und Heimatrecht“ diente in der Tat als administratives Instrument, ehemalige LandesbürgerInnen nun zu Fremden zu machen.[320] So scheint Harald Wendelins Dissertationstitel „Die administrative Konstruktion des Fremden“ ein recht passender Ausdruck für die damaligen Bestimmungen und deren Folgen für das einzelne Individuum zu sein.[321]

---

[314] Wendelin, Harald, Die administrative Konstruktion des Fremden: Heimatrecht und Schub in der Habsburgermonarchie im 18. und 19. Jahrhundert; Diss. Universität Wien 1998, 51; vgl. Burger, H., Heimatrecht, 72.
[315] Burger, H., Heimatrecht, 72.
[316] Wendelin, H., Die administrative Konstruktion des Fremden, 48.
[317] Langhoff, Lukas, Staatsbürgerschaft und Heimatrecht in Österreich: nach den derzeit geltenden Vorschriften mit besonderer Rücksichtnahme auf die Optionsbestimmungen des Friedensvertrages zusammengefasst; Darstellung zum praktischen Gebrauche, Wien 1920, 11.
[318] Wendelin, H., Die administrative Konstruktion des Fremden, 48; vgl. Grandner, M., Staatsbürger und Ausländer, 71.
[319] Grandner, M., Staatsbürger und Ausländer, 61.
[320] Burger, H., Heimatrecht, 85; vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 101.
[321] Wendelin, Harald, Die administrative Konstruktion des Fremden, Diss. Universität Wien 1998.

Mit den neuen gesetzlichen Bestimmungen von Ende November 1918 wurde das Heimatrecht als unbedingtes „Anknüpfungskriterium“[322] für die Erlangung der Staatsbürgerschaft zumindest provisorisch in Anbetracht der bevorstehenden, ersten republikanischen Wahlen zur Nationalversammlung außer Kraft gesetzt, indem nun auch der ordentliche Wohnsitz als Kriterium zu berücksichtigen war.[323] Laut dem daraus folgenden Staatsbürgerschaftsgesetz vom 5. Dezember 1918 (§ 1 StbG 1918) konnten all jene Personen die Staatsbürgerschaft bekommen, die *innerhalb* des Gebietes der neuen Republik Deutschösterreich *heimatberechtigt* waren. Diese Richtlinie erstreckte sich nun durch § 2 StbG auch auf „Personen, die ihren ordentlichen Wohnsitz erst nach dem 1. August 1914 nach Deutschösterreich verlegt“ hatten, „sofern sie in einer außerhalb der Republik Deutschösterreich gelegenen Gemeinde des bisherigen Österreich heimatberechtigt“ waren.[324] Durch eine „Staatsbürgerschaftserklärung“[325] konnten sie sich damit als StaatsbürgerInnen der neuen Republik Deutschösterreich bekennen. Davon explizit ausgenommen waren heimatberechtigte Personen in Dalmatien, Istrien, Galizien und der Bukowina, sofern sie ihren ordentlichen Wohnsitz erst nach dem 1. August 1914 in ein Gebiet der neuen Republik verlegt hatten. Diese Ausnahme richtete sich damit gegen die vielen Kriegsflüchtlinge, die insbesondere aus dem Osten der Monarchie nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges in das deutschösterreichische Kernland bzw. nach Wien eingewandert waren:

> „Unter diese Kategorie fallen vor allem die Flüchtlinge aus den bezeichneten Ländern, allerdings auch alle Personen deutscher Nationalität, die in diesen Ländern heimatberechtigt sind und noch nicht seit 1. August 1918 in Deutschösterreich wohnen.“[326]

Für eine große Anzahl von Personen galt damit nach wie vor das Kriterium der Heimatberechtigung als „unabdingbare“[327] Voraussetzung für die Erlangung der Staatsbürgerschaft. Es wird vermutet, dass Dalmatien und Istrien, deren Anzahl an betroffenen Personen im Vergleich zu Galizien und der Bukowina eher gering war, nur aus politischem Kalkül bzw. „zur Verschleierung der antisemitischen Tendenz“ hineingenommen wurden.[328]

Bei den Pariser Friedensgesprächen im Jahr 1919 wurde für alle Gebiete der ehemaligen Monarchie grundsätzlich vereinbart, dass Personen die Staatsbürgerschaft jenes Landes

---

[322] Kolonowitz, Dieter, Rechtsfragen des Wiedererwerbs der österreichischen Staatsbürgerschaft durch Opfer des Nationalsozialismus (Vertriebene) nach österreichischem Staatsbürgerschaftsrecht. In: Ders./ Burger, Hannelore/ Harald, Wendelin, Staatsbürgerschaft und Vertreibung (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 7), Wien-München, 2004 , 7-238, hier 44.
[323] „Bericht des Verfassungsausschusses über das Gesetz, betreffend das deutschösterreichische Staatsbürgerrecht“, Stenographische Protokolle der Provisorischen Nationalversammlung vom 27. November 1918, Session 1, Beilage 40, S. 1-2, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (10.08.2016).
[324] Kolonowitz, D., Rechtsfragen, 41.
[325] Stenographische Protokolle der Provisorischen Nationalversammlung vom 27. November 1918, S.2.
[326] Ebd.
[327] Besenböck, Oskar, Die Frage der jüdische Option in Österreich 1918 -1921. Diss. An der Univ. Wien, 1992, 31.
[328] Ebd., 29.

bekommen sollten, in dem sich ihre jeweilige Gemeinde befand, zu der die betreffende Person heimatzuständig war.[329] Als Ausnahme dieser Regel wurde der – für meine Vorfahren lebenswichtige – Artikel 80 des Vertrags von Saint-Germain-en-Laye vom 10. September 1919 eingeführt. Danach sollte es auch die Möglichkeit der *Optierung* für eine andere Staatsbürgerschaft als die der jeweiligen Heimatzuständigkeit geben, wenn die betreffende Person beweisen konnte, dass sie „*nach Rasse und Sprache*“ zu der Mehrheit der Bevölkerung im ausgewählten Land gehörte.[330] Für Österreich wurden die genauen Richtlinien mit der Vollzugsanweisung des Innenministeriums vom 20. August 1920 festgesetzt: so konnten jene Personen aus den Gebieten der ehemaligen Monarchie, die *»nach Sprache und Rasse zur deutschen Mehrheit der Bevölkerung«* zugehörig waren, für die österreichische Staatsbürgerschaft optieren.[331] Die Frist für die Beantragung der Optierung wurde bis zum 15. Jänner 1921 festgelegt.

Dabei sollte zunächst die *Sprache* das wesentliche Kriterium für die Anerkennung der Zugehörigkeit sein. Doch nach den Vorstellungen des damaligen Innenministers Leopold Waber sollten für „aus Galizien und der Bukowina stammenden Juden andere Regeln“ gelten.[332] So sollte die *Rasse* ausschlaggebender als die *Sprache* sein, womit sich ein Diskurs entlud, der sehr stark von semantischen, rassendiskriminatorischen und antisemitischen Kontroversen begleitet wurde. Dieter Kolonowitz behandelte die unterschiedlichen zeithistorischen Dimensionen der Diskussion um den Begriff der ‚Rasse‘ genauer, auch unter Berücksichtigung gravierender Verständnisunterschiede je nach Sprachgebrauch – was unter dem Aspekt der Unterzeichnersprachen bei den Friedensverträgen von Saint Germain (u.a. deutsch, englisch, französisch) eine beträchtliche Rolle spielte.[333] In der Monarchie hatte sich das Konzept der »Nationalitäten« mit ihren jeweiligen Rechten entwickelt, wobei in erster Linie damit die „(kulturelle) Volkszugehörigkeit“ gemeint war.[334] Dieser Begriff war prinzipiell „mit einem subjektiven Bekenntnis verbunden“.[335] Demgegenüber war »Rasse« laut damaliger Definition des Verwaltungsgerichtshofes eine dem Individuum „angestammte, ihm inhärente, [...] bestimmte und charakterisierte Eigenart dauernden Charakters, ein ihm anhaftender Zustand“.[336] ‚Rasse‘ war also nicht ein von der betroffenen Person determinierbarer Begriff, sondern „etwas

[329] Vgl. Burger, H., Heimatrecht, 137.
[330] Ebd.
[331] Ebd., 138.
[332] Ebd.
[333] Kolonowitz, D., Rechtsfragen, 55-62.
[334] Ebd., 54.
[335] Ebd., 56.
[336] Tezner, Die Rechtsquellen des österreichischen Verwaltungsrechtes (1925), 18ff, zitiert nach: Kolonowitz, D., Rechtsfragen, 57.

von der freien Entschließung des Individuums völlig Unabhängiges".[337] Somit bewirkte die Diskussion um Rasse, Sprache und Nationalität einen Widerspruch zwischen ‚subjektiver' und vermeintlich ‚objektiver' Zuordnung bzw. ‚Zugehörigkeit' bei den jeweiligen Personen, die davon betroffen waren.[338] Die nach dem Innenminister benannte ‚Wabersche Optionspraxis' entfachte eine weitere antisemitische Hetzkampagne, welche die Diskriminierung von ostjüdischen Flüchtlingen zum „Vorwand für einen Angriff auf die ganze jüdische Gemeinde" in Wien nahm.[339] Der Konflikt spitzte sich zu in der Frage der ‚rassischen' Zugehörigkeit der Juden zum deutschen Volkstum. Damit wurden sozialdarwinistische Rassentheorien auf die jüdische Bevölkerung angewendet, ganz egal, ob es sich dabei um religiöse, assimilierte oder selbst um getaufte Juden handelte. Die Fremdbezeichnung in Bezug auf die jüdische Minderheit war nicht neu; seit dem Ende des 19. Jahrhunderts erfuhr sie eine Hochblüte als antisemitische Strategie gegen die assimilatorischen Bemühungen des jüdischen Bürgertums.

Grundsätzlich bedingte noch als erstes Prinzip die Heimatzuständigkeit den Erwerb der Staatsbürgerschaft, insbesondere und als ausschließender Grund für die genannten Ausnahmen aus § 2 des Staatsbürgerschaftsgesetzes vom 5. Dezember 1918. Es konnte aber auch der umgekehrte Fall eintreten, wo der Erwerb der Heimatzuständigkeit zu einer Gemeinde von der Staatsbürgerschaft der betroffenen Person abhing. Dazu kam es mehrmals Anfang der 1920er Jahre, nachdem durch die Verfassung von 1920 die Republik Österreich ein Bundesstaat geworden war. Alle Landesbürger sollten automatisch auch Bundesbürger werden, doch im Falle der erfolgreichen Optanten für die österreichische Staatsbürgerschaft gab es Fälle von „heimatlosen" Bundesbürgern, also jenen ohne eine bestimmte Heimatzuständigkeit zu irgendeiner Gemeinde im Bundesgebiet.[340] Durch eine erfolgte „Heimatrechtsnovelle" im Jahr 1925 wurde schließlich den „heimatlosen Optanten" ermöglicht, die Heimatzuständigkeit dort zu bekommen, wo sich am 16. Juli 1920 – dem Tag des Inkrafttretens des Staatsvertrags von St. Germain – ihr ordentlicher Wohnsitz befunden hatte.[341] Die Gemeinde Wien soll dabei schon vorher etwas „kulanter" als andere Gemeinden mit den Einbürgerungen gewesen sein; so wurden im Jahr 1923 mehr als 14.000 Personen in Wien „eingebürgert", wovon mehr als 70% Juden waren.[342] Erst im Jahr 1939 verlor das Heimatrecht seine staatsbürgerliche Gültigkeit, ab diesem Jahr wurde ausschließlich der Staatsbürgerschaftsnachweis ausschlaggebend.

---

[337] Kolonowitz, D., Rechtsfragen, 58.
[338] Mit der äußeren, behördlichen Zuschreibung, ‚wer ein Jude sei', sollte Jahre später dieser willkürliche Widerspruch in den ‚Nürnberger Rassengesetzen' des Nationalsozialismus gipfeln.
[339] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141.
[340] Burger, H., Heimatrecht, 139.
[341] Ebd., 138.
[342] Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 102.

V.3 Die Situation von Wolf und Serafine Rudich

Der Sever-Erlass, der einen Tag vor der Unterzeichnung des Staatsvertrags von St. Germain und der Einführung des Artikels 80 desselben verkündet wurde, kann als politisch motivierter Kurzschluss der Regierung und als Reaktion auf die „antisemitische Welle“ interpretiert werden.[343] Demzufolge wollte man sich rasch der unerwünschten jüdischen Flüchtlinge aus dem neuem Staatsgebiet entledigen, bevor dem Staat Österreich neue bindende, staatsbürgerrechtliche Richtlinien aus den internationalen Verhandlungen mit den Siegermächten des Ersten Weltkrieges auferlegt würden.[344] Da es als Reaktion auf diesen Erlass viel Protest aus dem Ausland gab, konnte die Durchführung desselben letztendlich nicht vollzogen werden; er verlor damit seine Gültigkeit.[345]

Wolf und Serafine kehrten mit ihrem erstgeborenen Sohn von Czernowitz nach Wien zurück. Sie hatten die Wohnung in der Ottakringerstraße 24 behalten, in der sie seit Anfang Dezember 1918 gewohnt hatten. Dass sie diese nicht aufgegeben hatten, als sie im Herbst 1919 nach Czernowitz fuhren, kann als Zeichen gedeutet werden, dass sie trotz aller behördlichen Widrigkeiten beabsichtigten, in Wien zu bleiben. Sie nahmen schließlich die Möglichkeit der Optierung für die österreichische Staatsbürgerschaft nach Artikel 80 des Staatsvertrags von St. Germain aus dem Jahr 1919 in Anspruch. Dabei ließ sich Wolf Rudich aus unbekannten Gründen bis zur letzten Minute Zeit: er reichte den Antrag erst am 15. Jänner 1921 ein, dem letztmöglichen Datum, an dem die angesetzte Frist für die Optierung auslief.[346] Folgende Erklärung musste er bei der Aufnahmeschrift unterschreiben:

> „Gestützt auf die vorliegenden Urkunden und auf Grund meiner Zugehörigkeit zur deutschen Mehrheit der Bevölkerung Österreichs nach Rasse und Sprache, mache ich im Sinne des § 2 der Vollzugsanweisung vom 20. August 1920, StGBl Nr. 397, meine Zugehörigkeit zur Republik Österreich im Wege der Option geltend, und zwar für mich und die in der nachstehenden Familienstandstabelle ersichtlich gemachten Familienmitglieder“.[347]

In der unterhalb angeführten Familienstandstabelle sind außer seinem eigenen Namen die Namen seiner Gattin Serafine und seines zwei Jahre zuvor in Czernowitz geborenen Sohnes Sigurt angeführt. Zwei Geburtsscheine, ein Trauschein, ein Heimatschein und elf Schulzeugnisse wurden dem Ansuchen beigefügt. Da sie in der Ottakringerstraße wohnten, wurde die

[343] Vgl. Hoffman-Holter, B., Jüdische Kriegsflüchtlinge, 55.
[344] Vgl. ebd., 54: „Selbst sozialdemokratische Politiker sahen in der Ausweisung den Schlüssel zur Lösung aller Probleme“.
[345] Vgl. Kohlbauer-Fritz, G., »Elend, überall wohin man schaut«, 102; vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141.
[346] Option für die österreichische Staatsbürgerschaft Wolf Rudich, Aufnahmeschrift vom 15.Jänner 1921, Bka., AdR, Bundesministerium für Inneres und Unterricht, AktZ.: 103.467/21.
[347] Ebd.

Aufnahmeschrift beim Magistratischen Bezirksamt für den 17. Bezirk eingebracht. Als Heimatberechtigung Wolf Rudichs wird nach wie vor „Schipenitz, Bezirk Kotzmann, Land Bukowina“ angeführt.[348] Um die Zugehörigkeit zur deutschen Mehrheit der Bevölkerung unter Beweis zu stellen, wurden „insbesondere […] Zeugnisse über den Besuch deutscher Volks-, Bürger- und Mittelschulen […]“ als Nachweisbelege gefordert.[349] Mit seinen Schulzeugnissen konnte Wolf Rudich den Besuch von sieben Jahren Volksschule in Kotzmann und sechs Klassen Mittelschule in Czernowitz in deutscher Sprache bestätigen.

Gewiss spielte beim Optionsansuchen von Wolf Rudich auch sein abgeschlossenes Jusstudium eine Rolle, obwohl auf dem Dokument keine Belege dafür zu finden sind. Denn junge Akademiker wurden in der Regel bevorzugt.[350] Seine seit 1920 bestehende, feste Anstellung als Versicherungsbeamter in einer der größten und renommiertesten Versicherungsfirmen Österreichs kann ihm dabei auch behilflich gewesen sein. Er hatte damit einen Vorteil gegenüber vielen anderen, ostjüdischen Optanten, deren Ansuchen „wegen der fehlenden ‚rassischen‘ Zugehörigkeit zur Mehrheit der deutschen Bevölkerung“ abgelehnt wurden.[351] Drei Monate später, im April 1921, wurde dem Antrag stattgegeben: Wolf Rudich, seine Frau Serafine und sein Sohn Sigurt erhielten die österreichische Staatsbürgerschaft. Ihre Heimatzuständigkeit blieb aber weiterhin in der Bukowina. Damit zählten Wolf Rudich und seine Familienangehörigen zu den bereits erwähnten „heimatlosen Optanten“,[352] die zwar die österreichische Staatsbürgerschaft bekamen, aber nach wie vor nicht in einer Gemeinde innerhalb des österreichischen Staatsgebiets heimatberechtigt waren. Erst vier Jahre später wurde im Zuge der Heimatrechtsnovelle die ‚Heimatlosigkeit‘ der Familie Rudich in Österreich aufgehoben. Am 15. August 1925 wurden Wolf und Serafine Rudich sowie ihre beiden Söhne Sigurt und Alfred in Wien eingebürgert und bekamen dadurch ihren Wiener ‚Heimatschein‘.[353] Zu erwähnen ist, dass der zweitgeborene Sohn, mein Vater Alfred, am 27. Juni 1925 in Wien auf die Welt gekommen und praktisch fast zwei Monate lang als geborener Wiener auch ‚heimatlos‘ war.[354]

---

[348] Ebd.
[349] Aus: § 7 Abs. 3 VA, StGBl 1920/397, zitiert nach: Kolonowitz, D., Rechtsfragen, 52.
[350] Vgl. Burger, H., Heimatrecht, 91.
[351] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141.
[352] Burger, H., Heimatrecht, 139.
[353] Heimatrolle Wolf Rudich (Auskunft aus MA-35, Wien, am 01.09.2016).
[354] Anders als etwa in Frankreich bestimmte in Österreich nicht der Geburtsort sondern die Abstammung das Heimatrecht der Minderjährigen: vgl. Langhoff, L., Staatsbürgerschaft und Heimatrecht, 12.

VI. Zugehörigkeiten und Identitätskonstruktionen im Lichte von Staatsbürgerschaft und Heimatrecht

VI.1 Semantische Implikationen offizieller Begrifflichkeiten

Die Zuständigkeit zu einer Gemeinde bestimmte den rechtlichen Status einer Person, deren bürgerliche Rechte und Pflichten, ihre Berechtigung zum Empfang staatlicher Fürsorge und sozialer Unterstützung, aber auch zu einem gewissen Maß ihre *Identität*.[355] Denn die *Heimatberechtigung* bzw. der *Heimatschein* wurde als „Unterscheidungskriterium zwischen ‚einheimisch' und ‚fremd" erachtet.[356] So konnte der Erwerb von Heimatrecht – wobei die Möglichkeiten des Erwerbs einer neuen Heimatzuständigkeit seit dem Heimatgesetz von 1863 sehr „eingeschränkt" waren –[357] auch als ein symbolisches „Zeichen für Angekommen sein, für gelungene Integration" empfunden werden.[358] Damit galt der offizielle ‚Heimatschein' eines Individuums als „Ausweis seiner Identität" in mehreren Hinsichten.[359] Nun lässt sich hinterfragen, welchen subjektiven Stellenwert der Erwerb der österreichischen *Staatsbürgerschaft* im Vergleich zur herkömmlichen *Heimatberechtigung* für den einzelnen unter den damaligen Verhältnissen hatte.[360]

Der Zusammenbruch der alten multiethnischen und transnationalen Monarchie, die Ausrufung der kleinen Republik Deutschösterreich und die damit verbundenen ‚Geburtswehen' einer neuen Staatsbürgerschaft mit entsprechenden Kontroversen um neue und alte ‚Zugehörigkeiten' lassen erkennen, welch hohe Wirkungsmacht die ‚behördliche Konstruktion von Identität' beim einzelnen Individuum haben konnte. Es liegt eine starke Definitionsmacht in den Begriffen *Heimatberechtigung, Heimatzuständigkeit, Heimatschein, Nationalität* und *Rasse*, deren Bedeutung sich je nach Kultur und Zeitepoche wandelt. In der damaligen sozialen und politischen Konstellation waren grundlegende Bedürfnisse und Lebensumstände von Personen, die auf einmal ‚heimatlos' geworden waren und sich neu verorten mussten, von diesen oktroyierten, verwaltungstechnischen Definitionen in großem Ausmaß abhängig. Da zumeist

[355] Burger, H., Heimatrecht, 73.
[356] Wendelin, H., Die administrative Konstruktion des Fremden, 48.
[357] Ebd., 49; vgl. Grandner, M., Staatsbürger und Ausländer, 62.
[358] Burger, H., Heimatrecht, 98.
[359] Ebd., 72.
[360] Die Antwort liegt vermutlich einerseits in der Abwägung zwischen materiellen und administrativen Vor- und Nachteilen, die mit dem Besitz einer Staatsbürgerschaft bzw. eines Heimatscheines in Verbindung standen. Andererseits ist auch die psychosoziale Wirkung zu hinterfragen, welche die traditionelle und semantische Gewichtung der Besitz eines ‚Heimatscheines' für die betroffene Personen hatte. Es ist anzunehmen, dass mit der herkömmlichen Bezeichnung ‚Heimat' die Idee von Geborgenheit und sozialem Schutz, mit der man sich leichter identifizieren konnte, stärker als mit dem neutralen, kulturell weniger behafteten Begriff der ‚Staatsbürgerschaft' vermittelt werden konnte.

diese Bedürfnisse das Empfinden und die innere Wahrnehmung bestimmen, ist davon auszugehen, dass der mühselige Kampf jedes einzelnen um den Erhalt solcher behördlichen Schriftstücke, die eine erwünschte Zuständigkeit zu einem bestimmten Staatsgebiet oder zu einer Gemeinde bestätigten, eine psychologisch nachhaltige Wirkung auf die betroffene Person ausübte. So könnte die Optierung für die österreichische Staatsbürgerschaft von vornherein von einer beabsichtigten, inneren Disposition zur Identifizierung mit dem österreichischen Staat und mit der deutsch-österreichischen Kultur begleitet worden sein. Es kann aber auch sein, dass erst die erfolgte Genehmigung der Option und der Erhalt der Staatsbürgerschaft diese Identifizierung in Gang gesetzt haben. Jedenfalls waren die vorangegangenen Diskussionen und die angeforderten Beweisstücke über die jeweilige Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum *nach Rasse und Sprache* eine ständige Herausforderung zur Auseinandersetzung mit der eigenen Identität, die nun unter Beweis und zur Schau zu stellen war, sofern man zum neuen Staat Deutschösterreich ‚dazu gehören' wollte. Im Artikel 80 des Staatsvertrages von St. Germain heißt es wörtlich:

> „*Personen, die in einem zur ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Gebiet heimatberechtigt sind und dort nach Rasse und Sprache von der Mehrheit der Bevölkerung verschieden sind, können innerhalb eines Zeitraumes von sechs Monaten nach dem Inkrafttreten des gegenwärtigen Vertrages für Österreich […] optieren, je nachdem die Mehrheit der Bevölkerung dort aus Personen besteht, welche die gleiche Sprache sprechen und derselben Rasse zugehören wie sie*."[361]

Es werden hier in einem Satz zwei Bedingungen aufgestellt, welche in logischer und ergänzender Reihenfolge auf dasselbe Vorhaben hinauslaufen, wenngleich sie im abstrakten Sinn von einem umgekehrten Sachverhalt ausgehen. Eine Bedingung ist *nicht dazugehörig* zu sein, die zweite ist *dazugehören*. In Bezug auf Fragen der identitätsfördernden Zugehörigkeitskonstruktionen, der Wechselwirkungen zwischen individueller und kollektiver Identität kann dabei eine starke Differenzierung der symbolischen Gewichtung zwischen beiden Argumentationslinien festgemacht werden. Denn gerade die Möglichkeit der Optierung bewirkte womöglich einen Zwiespalt bei den betroffenen Personen. Sie mussten darlegen, dass sie sich nicht mehr der Mehrheit der Bevölkerung dazugehörig fühlten, unter der sie aufgewachsen waren und unter der sich je nach Altersstufe ihre Persönlichkeit entfaltet hatte. Sie sollten zeigen, dass sie nicht zu der Gesellschaft oder zum Kollektiv gehörten, die bis zu einem gewissen Grad ihre persönliche Identität geprägt hatte. Gleichzeitig sollte der Beweis erbracht werden, dass sie kulturell und ethnisch – ‚nach Sprache und Rasse' – eher zu der Mehrheit der Bevölkerung in einem bis dahin entfernt gelegenen Gebiet gehörten. Sie sollten sich also bis zu einem gewissen

[361] Langhoff, Lukas, Staatsbürgerschaft und Heimatrecht, 11.

Grad mit einer Gesellschaft und mit einer Bevölkerung identifizieren, die ihnen im Vergleich zu ihrer herkömmlichen Umgebung trotz kultureller Gemeinsamkeiten doch fremd vorkommen musste. Für diese schwerwiegende Entscheidung, die in erster Linie wahrscheinlich von pragmatischen Überlegungen begleitet wurde, sich jedoch auch auf die innere Disposition der betroffenen Personen auswirken konnte, gab es einen knappen Zeitrahmen von sechs Monaten ab Inkrafttreten des Artikels 80 des Staatsvertrages (16. Juli 1920).

Für die assimilierten Juden und Jüdinnen aus Czernowitz muss es kein Leichtes gewesen sein, eine solche Entscheidung treffen zu müssen. Sie waren in der Stadt in einem multikulturellen Feld aufgewachsen, mit dem sie sich wahrscheinlich identifizierten. Die dortige jüdische Gemeinde war im Verhältnis zu den anderen Volksgruppen nach dem Ersten Weltkrieg sogar gewachsen,[362] ihre Lage verschlechterte sich jedoch im Zuge der Rumänisierungskampagne dramatisch. Es war mit Sicherheit auch schwierig abzuwägen, wo der ständig wachsende Antisemitismus schwerer oder leichter zu verkraften war, in Czernowitz oder in Wien. Dabei war die jüdische Gemeinde von Czernowitz im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung der Stadt – wie bereits erwähnt – viel größer als in Wien. Zwar wurde Czernowitz immer wieder als das ‚Wien des Ostens' bezeichnet und die assimilierte jüdische Bevölkerung von Czernowitz, die meisten ‚Buko-Wiener', orientierten sich kulturell an Wien. Doch sollte der beträchtliche, urbane Größenunterschied, der wohl auch personelle wie kollektive Identitäten beeinflusst, nicht vergessen werden. Der Umzug von einer Provinzhauptstadt mit circa 90.000 EinwohnerInnen in die ehemalige Hauptstadt eines Kaiserreiches, eine Metropole mit etwa zwei Millionen Menschen, bedeutete eine einschneidende Lebensumstellung, die mit Sicherheit nicht für jeden einfach zu bewältigen war. Gewöhnlich ist dies für jeden einzelnen Menschen mehr oder weniger eine persönliche Herausforderung, die umso dramatischer ausfallen kann, je älter die betroffene Person ist. Es ist von daher nachvollziehbar, dass die schon etwas ältere Marie König sich an das Leben in Wien nicht gewöhnen konnte und deshalb Ende November 1918 nach Czernowitz zurückkehrte. Ihre Tochter Serafine, schließlich auch ihre Söhne Max, Sigi und Theo sind hingegen in Wien geblieben bzw. sind sie von Czernowitz wieder dorthin zurückgekehrt. Marie König sollte erst später, im Jahr 1930, zu ihrem älteren und verheirateten Sohn Max nach Wien ziehen, als dessen Tochter Erika geboren wurde.[363] Es ist oft ein schmerzlicher Zwiespalt, den die erste Generation von Flüchtlingen erlebt, zwischen der einsamen Rückkehr zu ihrem Herkunftsort und dem Verbleiben am Zufluchtsort, der nun zur neuen Heimat für die zweite Generation geworden ist, die selber den Anschluss zum Herkunftsort der Eltern verloren hat. Im

[362] Im Jahr 1919 erhöhte sich der Anteil der jüdischen Bevölkerung in Czernowitz auf 47.4%, im Jahr 1930 waren es noch fast 40%: vgl. Sha'ari David, Die jüdische Gemeinde, 123.
[363] Vgl. Melderegisterauszug Marie König.

Unterschied zu den eigenen Kindern können sich oft die Eltern ab einem gewissen Alter nicht so einfach an die neue Umgebung gewöhnen, sich mit neuen kulturellen und sozialen Parametern identifizieren und das Althergebrachte über Bord werfen oder leicht vergessen. Maries vier Kinder und der Schwiegersohn Wolf Rudich entschieden sich letztlich für die österreichische Staatsbürgerschaft und für das Leben in Wien.

VI.2 „Dazwischendasein“[364]

Am Ende des Ersten Weltkrieges sahen sich viele Juden und Jüdinnen mit dem Verlust ihrer lokalen Verortung konfrontiert. Für die meisten von ihnen waren ihre ehemaligen Heimatländer innerhalb des Staatenverbands der Monarchie nun zu fremden Ländern geworden. Starker Nationalismus, der sich auf eine Politik der Ausgrenzung gründete, und neue antisemitische Auswüchse führten ihnen vor Augen, dass ihre bis dahin gelebte Mehrfachloyalität in den neuen Nationalstaaten auf einmal unerwünscht war. Die nationalen Regierungen verlangten von ihnen, ihre frühere Loyalität gegenüber der Monarchie nun zu dem neuen Staat zu transferieren; auf der anderen Seite wurden sie als Juden an den Rand gedrängt und diskriminiert. Letztendlich wurden sie zu Fremden im eigenen Land.

Spätestens unter den Auswirkungen dieses Entscheidungsprozesses muss den meisten Juden und Jüdinnen aus dem zerfallenen Kaiserreich bewusst geworden sein, dass sie nicht „in“ sondern „zwischen den Nationalitäten standen“.[365] Infolgedessen sollen viele der Czernowitzer Juden ihr Leben zumindest imaginär weiterhin so geführt haben, als ob sie sich noch in der Monarchiezeit befinden würden.[366] Laut Marsha L. Rozenblit war diese Einstellung eine allgemein verbreitete Reaktion eines großen Teiles der jüdischen Bevölkerung aus mehreren Gebieten des alten Vielvölkerreiches, die anscheinend die neue Realitäten nicht wahrhaben wollten: „There is ample evidence that Austrian Jews continued to behave as if Habsburg Austria still existed, at least in an abstract sense“.[367] Bereits ein Jahr nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges hatte der jüdische Weltbürger und Freidenker Sigmund Freud, ebenfalls ein Sohn der multiethnischen Monarchie, wehmütig den Untergang des „Kulturweltbürgers“ kommen sehen, der sich bis zum großen Ausbruch der nationalen Feindseligkeiten „ungehemmt und unverdächtig […] aus allen Vorzügen und Reizen der Kulturländer ein neues größeres Vaterland zusammensetzen“ hatte

[364] Beller, Steven, Was nicht im Baedeker steht. Juden und andere Österreicher im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Stern, F./Eichinger, B. (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung, 1-16, hier 14
[365] Burger, H., Heimatrecht, 129.
[366] Vgl. Hirsch, M./Spitzer, L., Ghost of Home, 70.
[367] Rozenblit, Marsha L., Reconstructing a National Identity, 158. Auch diese verklärte Einstellung seitens meiner väterlichen Großeltern ist aus erster Hand durch meine Mutter überliefert: so sollen sie in ihrem Exilland Uruguay mit Wehmut eher von der alten Monarchie aus der Zeit Kaiser Franz Josefs als von der Ersten Republik Österreich gesprochen haben.

können.[368] So gesehen, wurde „Altösterreich“ mit den Worten Jacques Le Riders „zur retrospektiven Fiktion einer heilen *Welt von Gestern*, mehrheitlich von Juden konstruiert, die gestern loyale Staatsbürger par excellence waren […]“.[369] Eleonore Lappins Analysen von mehreren Autobiographien jüdischer Jugendlicher der Zwischenkriegszeit relativieren jedoch die Verallgemeinung eines stark verbreiteten, ‚jüdischen‘ Nachtrauerns, zumindest was die Wiener Juden betrifft – was wohl einen großen Unterschied zu der jüdischen Bevölkerung aus anderen Teilen der alten Monarchie ausmachen kann. Denn durch den Übergang der Monarchie in eine Republik erhofften sich auch viele Juden und Jüdinnen jüngerer Generationen aus Wien einen sozialen Umbruch durch eine Überwindung der krassen Klassengegensätze.[370] Insbesondere dürften diese Hoffnungen jene Juden und Jüdinnen gehegt haben, die politisch der Sozialdemokratischen Partei am nächsten standen, da die Sozialisten die Lösung der „jüdischen Frage“ in der „klassenlosen Gesellschaft der Zukunft durch vollständige Assimilation“ sahen.[371] Die so stark beschworene Nostalgie dem untergegangenen Kaiserreich gegenüber wurde also keinesfalls von allen jüdischen MitbürgerInnen gleichermaßen geteilt, wenn auch unter ihnen die rückblickend positive Meinung insbesondere über Kaiser Franz Josef überwog.[372]

Immer wieder wird in der Sekundärliteratur Mannes Sperber zitiert, der in seinen Erinnerungen erwähnt, dass seine Familie Wien als ihre neue Heimat ausgewählt hatte.[373] Doch durch die neuen Staatsbürgerschaftsgesetze wurden auch sie zu Fremden in ihrer neugewählten Heimat; so sind viele Juden und Jüdinnen damals ‚heimatlos‘ geworden. Neben anderen schwerwiegenden Problemen, die im Vordergrund standen, wie der erlebten Zerstörung ihrer Existenzbasis, extremer Armut, unerwünschten familiären Trennungen oder der ständigen Konfrontation mit Antisemitismus, bedeutete die Heimatlosigkeit, abgesehen von damit verbundener, rechtlicher und materieller Benachteiligung, eine zusätzliche moralische und psychische Belastung. Das Fehlen einer sicheren Verortung und eine erzwungene Mobilität waren Ausdruck von Schwäche und Benachteiligung, die persönlich verunsichernd wirken musste. Dagegen förderten Sesshaftigkeit und eine definierte Zuständigkeit eine klare Verortung der betroffenen Person. Es ist daher anzunehmen, dass eine offiziell anerkannte Zugehörigkeit zu einem bestimmten Gebiet und zu einem definierten Kulturkreis auch den inneren Ruhepol eines Menschen stärkte.

---

[368] Freud, Sigmund, Zeitgemäßes über Krieg und Tod, Leipzig-Wien-Zürich 1924 (Erstveröffentlichung. In: Imago, Bd.4., 1915, S. 1-21)., Kap. 1: Die Enttäuschung des Krieges, 6.
[369] Le Rider, Jacques, Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich als imaginäre Gedächtnisorte der europäischen Identität. In: Czáky, Moritz; Stachel, Peter (Hg.), Die Verortung von Gedächtnis, Wien 2001, 139 -150, hier: 147.
[370] Vgl. Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 24.
[371] Besenböck, O., Die Frage der jüdischen Option, 15.
[372] Vgl. ebd.
[373] Vgl. Burger, H., Heimatrecht, 203; vgl. Rozenblit, Marsha L., Segregation, Anpassung und Identitäten, 227f.

Es darf für Wolf und Serafine Rudich vermutet werden, dass der erfolgreiche Erhalt der österreichischen Staatsbürgerschaft sie schließlich von ihrer Bukowiner Vergangenheit in Czernowitz entfernte. Vermutlich bemühten sich die nun eingebürgerten ‚Buko-Wiener', Wien tatsächlich als ihre neue Heimat zu empfinden, mit der sie sich identifizieren konnten. Es ist anzunehmen, dass sie nun Wien gegenüber ihrer alten Heimatstadt bevorzugten, vor allem angesichts der ihnen bekannten, negativen Entwicklung der Lebensbedingungen für die Juden in Czernowitz. Doch die starke antisemitische Stimmungsmache in Wien nach Kriegsende, insbesondere gegen ehemalige ostjüdische Flüchtlinge, hat den Prozess der Eingliederung in die Wiener Gesellschaft mit großer Wahrscheinlichkeit nicht einfach gemacht. Und die Tatsache, dass meine Großeltern 1921 zwar die österreichische Staatsbürgerschaft bekamen, nach wie aber weitere vier Jahre nicht in Österreich, sondern in der ehemaligen Bukowina heimatberechtigt waren, mag wohl auch nicht nur ein behördliches, sondern auch ein psychisch wirkendes Hindernis auf dem Weg der vollen Integration gewesen sein.

VII. Theoretische Annäherungen zum Identitätsbegriff und Möglichkeiten der zeitbezogenen Anwendbarkeit

Im folgenden Abschnitt werden einige allgemein theoretische Überlegungen über den Begriff der Identität dargelegt, die sich mit den Theorien und Untersuchungen über die jüdische Identität beim Zerfall der Monarchie und im Wien der Zwischenkriegszeit verschränken lassen. Damit wird auch versucht, sich den durch ‚Entwurzelung' verursachten, möglichen inneren Konflikten der erwähnten Personen im Bezug auf ihre personelle Identität anzunähern.

VII.1 Theorien und unterschiedliche Konzepte

Nun kann ‚Identität' zunächst ganz einfach als die Summe der personenbezogenen Daten verstanden werden, die sich aus ihrer natürlichen und genetischen Herkunft sowie aus behördlich determinierten Fakten ergibt. Der tiefer verstandene, psychosoziale Begriff von personeller oder kollektiver Identität ist hingegen vielschichtiger und komplexer. Je nachdem, aus welcher sozialwissenschaftlicher oder psychologischen Perspektive der Identitätsbegriff behandelt wird, ist das entsprechende Konzept differenziert zu betrachten.[374] Es sei darauf hingewiesen, dass die Selbst- und Fremdwahrnehmung von Identität ein ständiger ‚work in progress' ist, der zeitgebunden und überaus wandelbar war und ist. Nach Jacques Le Rider ist es „unmöglich, den Begriff der Identität getrennt von dem der Zeitlichkeit zu denken: L`identité personelle est une identité temporelle".[375] Auch Tatjana Geschwill unterstreicht die „lebenslange Prozesshaftigkeit und Unabgeschlossenheit von Identität".[376]

Darüber hinaus sollte berücksichtigt werden, dass Identität auch ein gesellschaftlich temporaler Begriff ist, der kulturbedingt dem Wandel der Zeit unterzogen ist: „Der Identitätsbegriff beruht auf historischen und soziokulturellen Voraussetzungen, die seine Anwendbarkeit und Geltung begründen und *zugleich begrenzen*".[377] Identität kann also „kaum als feststehende Größe betrachtet werden".[378] Hier sollte demnach der Versuch einer Differenzierung unternommen werden, sodass aktuelle Begriffskonzeptionen von Identität relativiert und ausschlaggebende Bedingungen für die behandelte Zeitspanne der vorliegenden Arbeit in Betracht gezogen werden. Vorausgesetzt sei, dass sich nicht mit Gewissheit beantworten lassen wird, wie die hier

[374] Aleida Assmann spricht in diesem Zusammenhang konkret von „drei unterscheidbaren theoretischen Konstellationen" in den Sozialwissenschaften: Vgl. Assmann, Aleida, Einleitung. In: dies./Friese, Heidrun (Hg.), Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt/M. 1999, 11-23, hier: 14.
[375] Le Rider, J., Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich, 139.
[376] Geschwill, T., Sprache und Identität, 52.
[377] Straub. Jürgen, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs. In: Assmann, A./Friese, H. (Hg.), Identitäten, 73-104, hier 89.
[378] Vgl. Assmann, A., Einleitung, 14f.

thematisierten ZeitgenossInnen selbst mit ihren wahrscheinlichen „Identitätsdiffusionen“[379] umgegangen sind.

Jürgen Straub befasst sich mit unterschiedlichen Konzepten des Identitätsbegriffes in seinen historischen Entwicklungen. Dabei werden sowohl psychoanalytische als auch soziologische Theorien in den Blick genommen. In Bezug auf das hier behandelte Thema können die von Straub kommentierten Theorien des Psychoanalytikers Erik H. Erikson fruchtbringend werden, zumal Straub in Erikson „einen der Pioniere der psychohistorischen Forschung“ des Identitätsbegriffes sieht, der diesen als „*geschichts*-theoretisch reflektiertes Konzept“ auffasst.[380] Insbesondere sollte hier der Verweis auf die „Bezugnahme auf psychosoziale Krisenerfahrungen“[381] eine mögliche Hilfeleistung zur Annäherung an die möglichen Identitätskonstruktionen der behandelten Personen liefern. In Bezug auf Eriksons Theorien gäbe es nach Straub eine plausible – wenn auch nicht einfache – Definition eines Identitätskonzepts. Demgemäß wäre Identität „jene *Einheit und Nämlichkeit* einer Person […], welche auf aktive, psychische Synthetisierungs- oder Integrationsleistungen zurückzuführen ist, durch die sich die betreffende Person der Kontinuität und Kohärenz ihrer Lebenspraxis zu vergewissern sucht“.[382] Doch auch Straub spricht gegen die Dauerhaftigkeit, denn niemand „besitzt“ Identität als eine Konstante: „Identität ist in jedem Fall ein stets vorläufiges Produkt psychischer Akte, in denen das Denken, Fühlen und Wollen untrennbar ineinandergreifen“.[383]

Selbstverständlich sollte zwischen individuellen und kollektiven Identitäten unterschieden werden. Insbesondere letztere sieht Straub nach Aleida Assmanns Deutung als „Konstrukte, die sich auf gemeinsame Praktiken stützen und auf Übereinkunft und Identifikation angewiesen sind“.[384] Daneben „bedarf“ Assmann zufolge „die Etablierung eines Wir-Bewusstseins […] der Interaktion mit einer anderen sozialen Gruppe, die als von der eigenen in bestimmten Grundzügen unterschieden wahrgenommen wird“.[385] Kulturelle Herkunft und Sprache spielen hierbei eine wesentliche Rolle „in Fremd- und Selbstzuschreibungen eines ethnischen Wir-Bewusstseins“.[386] Es sollte stets zwischen „*einer Außenperspektive*“ und einer „*Innenperspektive*“ der „betreffenden Person“ unterschieden werden, wenn es darum geht zu

[379] Straub. J., Personale und kollektive Identität, 87.
[380] Ebd., 74.
[381] Ebd., 75.
[382] Ebd.
[383] Ebd., 87.
[384] Assmann, A., Einleitung, 14.
[385] Ebd., 18f.
[386] Ebd., 19.

bestimmen, inwieweit diese Person als „Angehörige eines Kollektivs“ gesehen wird.[387] Bei aller Unterscheidung sollte jedoch die enge Verschränkung zwischen personeller und kollektiver Identität beachtet werden. Caroline Hornstein Tomic betont insbesondere die psychologische Abhängigkeit des Individuums von der Außenperspektive: „Die Suche nach Identität und die Prozesse ihrer Konstruktion verlaufen über den ‚Anderen‘ als Gegenüber und als Projektionsfläche“.[388] Durch das Gedächtnis und das gemeinsame Erinnern können geteilte Identitäten konstruiert beziehungsweise – zumindest künstlich – erhalten werden. Familiengedächtnis bildet darin den ursprünglich kleinsten Kern dieser Prozesse, wobei jedes Familienmitglied „sich auf seine Weise an die gemeinsame Familienvergangenheit erinnert“.[389] Der Sozialwissenschaftler Maurice Halbwachs befasste sich eingehend mit der Rolle des Familiengedächtnisses, dessen Dienst an die Familie ihm zufolge darin besteht, „ihren Zusammenhalt zu sichern und ihre Kontinuität zu garantieren“.[390]

VI.2 Raum- und zeitbezogene Konzepte von Identität

Jacques Le Rider konzentriert sich auf die kollektiven identitätsbezogenen Auswirkungen durch die Grenzverschiebungen im Zuge des untergegangenen, österreichischen Kaiserreiches und der Entstehung neuer (Klein-)Staaten wie Österreich in Zentraleuropa. Als Folge davon sieht er eine „Erfindung und Konstruktion von kulturellen Gruppen- und Landesidentitäten, die noch auf der Suche nach ihrem Raum sind“.[391] Er spricht von vorgestellten Gemeinschaften („imagined communities“), die sich durch neue Grenzen nun mit einem (vermeintlich) „homogenen Raum identifizieren“.[392] Er beschäftigt sich ebenfalls mit den Funktionen des Gedächtnisses, der Erinnerung und Erinnerungsorten, vor allem in ihren „konfliktuellen Dimensionen“.[393] Damit ist unter anderem das Verdrängen der Erinnerungen gemeint, also ein mehr oder weniger bewusstes Vergessen als Teil eines konfliktbeladenen Prozesses, den anscheinend und insbesondere assimilierte Juden in Wien durchgemacht haben.[394] Es lässt sich fragen, was hervorkommt und was verborgen bleibt, wenn eine Gruppe oder eine Familie sich gemeinsam erinnert: „Kollektive Identität beruht auf einem kreativen Gleichgewicht von Erinnern und Vergessen“.[395] Als

[387] Straub. J., Personale und kollektive Identität, 104.
[388] Hornstein Tomić, C. Zur Konstruktion von Identität, 424.
[389] Halbwachs, Maurice. Das Gedächtnis und seine soziale Bedingungen, Frankfurt/M. 1985 (1. Aufl., Originalausgabe Paris 1925), 203.
[390] Halbwachs, M., Das Gedächtnis, 242.
[391] Le Rider, J., Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich, 140.
[392] Ebd.
[393] Ebd., 141.
[394] Ebd., 142.
[395] Ebd., 143.

Paradebeispiel dafür führt er die „österreichische Identitätsbildung“ als einen Prozess von „selektiver“ Gedächtnisverdrängung an.[396]

Marsha L. Rozenblit befasste sich eingehend mit Fragen der jüdischen Identität bzw. Identitäten der jüdischen Bevölkerung der Monarchie und deren Krisen nach dem Zerfall des Imperiums in mehrere nationalistische Kleinstaaten. Sie geht von der Hauptthese aus, wonach die Juden im allgemeinen eine „tripartite“-Identität mit Mehrfachloyalitäten besaßen, mit der sie seit der Judenemanzipation der 1860er und noch bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges relativ gut leben konnten: „This tripartite identity proved comfortable to the Jews, who appreciated the opportunity the multinational state gave them to be patriotic citizens, adherents of German, Czech or Polish culture, and Jews all at the same time“.[397] Zum einen konnten sie sich politisch mit dem Vielvölkerreich identifizieren; zum zweiten waren sie mit der Kultur des jeweiligen Landes, in dem sie wohnten, oder mit der deutschen Kultur verbunden, und drittens sahen sie sich ethnisch den jüdischen Gemeinden zugehörig. Rozenblits These sollte nicht unkommentiert bleiben, zumal schon allein der Terminus „Tri-partite“ auf die Fragmentierung einer einheitlichen Identität – wenn es überhaupt so eine Einheit gäbe – verweist, womit eine Schwächung der individuellen Identität oder gar eine verunsichernde Persönlichkeitsspaltung suggeriert werden könnte. Eine ‚dreifache Identität‘ würde gegenüber einer reduktionistischen Fragmentierung eine Bereicherung der einzelnen Persönlichkeit durch unterschiedliche Kultureinflüsse und Identifikationsmomente bedeuten. Neuere Identitätstheorien unserer postmodernen Gesellschaft postulieren genau diesen multiplikativen Faktor der persönlichen Vermehrung in der Durchmischung kultureller Einflüsse als eine zu würdigende Steigerung der individuellen Identität. So spricht Catarina Hornstein Tomic statt einer Fragmentierung von einem „Entwurf multipler Identitäten“ als „ein Potential, das befähigen kann, in vielen Welten zuhause zu sein“.[398] Auch Rozenblit geht davon aus, dass Juden und Jüdinnen aus der Habsburgermonarchie sich in einer der drei Einheiten ihrer ‚tripartite‘-Identität mehr oder weniger wohl fühlen konnten. Doch unter den Zeichen erstarkten Nationalismus, dessen „Logik nach einer Entscheidung“ verlangte, wurde nun diese Bereicherung vermutlich als innere Zerrissenheit und fehlende Verortung interpretiert, demzufolge auch so empfunden.[399] Von einem anderen Blickpunkt aus fand jedoch der große zeitgenössische Denker und jüdische Weltbürger Sigmund Freud schon damals Positives an der Vielseitigkeit der Identitätsbildung, allerdings auf einer tieferen Ebene des Unbewussten:

[396] Ebd., 146.
[397] Rozenblit, Marsha L., Reconstructing a National Identity, 23.
[398] Hornstein Tomić, C. Zur Konstruktion von Identität, 428.
[399] Beller, S., Was nicht im Baedeker steht, 15.

> "Jeder Einzelne ist ein Bestandteil von vielen Massen, durch Identifizierung vielseitig gebunden und hat sein ‚Ichideal' [Hervorhebung v. Verf.] nach den verschiedensten Vorbildern aufgebaut. Jeder Einzelne hat so Anteil an vielen Massenseelen, an der seiner Rasse, des Standes, der Glaubensgemeinschaft, der Staatlichkeit usw., und kann sich darüber hinaus zu einem Stückchen Selbständigkeit und Originalität erheben"[400]

Identität ergibt sich also sinngemäß und auch Freud zufolge aus vielschichtigen Prozessen von *Identifizierung.* Laut psychoanalytischer Definition bedeutet ‚Identifizierung' einen „psychologischen Vorgang, durch den ein Subjekt einen Aspekt, eine Eigenschaft, ein Attribut des anderen assimiliert und sich vollständig oder teilweise nach dem Vorbild des anderen umwandelt".[401] Durch diesen Vorgang würde in ‚Freudscher' Sprache „das menschliche Subjekt sich konstituieren".[402] In dieser Definition ist der Begriff der Assimilation als noch intimer, psychologisch-individueller Prozess enthalten, der sich im erweiterten Sinn auf die größeren, sowohl persönlichen als auch kollektiven Akkulturationsprozesse der jüdischen Bevölkerung in Wien oder auch in Czernowitz ummünzen lässt.

VII.3 Identität und Sprache

Die erfolgreiche Aneignung einer fremden Sprache oder eines Dialekts kann als Identifikationsprozess gesehen werden und gilt in der Regel sowohl als Zeichen von geglückter Assimilation, als auch als wesentliches Vehikel auf dem Weg der Integration. Jeder neue Spracherwerb führt mit großer Wahrscheinlichkeit zu einer Veränderung der inneren Identität, wenn auch diese oft unbemerkt oder unterschwellig vollzogen wird. „Ein Mensch kann keine neue Sprache erwerben, ohne zu einem anderen Menschen zu werden", so hat dies George H. Mead etwas überspitzt formuliert.[403] Demzufolge kann der Widerstand gegen den Spracherwerb nach Meads These als eine Abneigung gegen die Herausbildung einer neuen individuellen Identität gedeutet werden. In derselben Weise kann eine Ablehnung der Sprache des Aufnahmelandes als eine bewusste bis unbewusste Strategie verstanden werden, eine enge Verbindung zu der alten Heimat zu erhalten. Selbstverständlich spielt die schwindende Fähigkeit der Aneignung fremder Stoffe, je weiter das Alter fortschreitet, eine wesentliche Rolle genauso wie unterschiedliche Veranlagungen, Interessen und Talente, neue Sprachen zu erlernen. Es ist

---

[400] Freud Sigmund, Massenpsychologie und Ich-Analyse, Leipzig-Wien-Zürich, 1921 (Erstveröffentlichung Internationaler Psychoanalytischer Verlag), XI.: Eine Stufe im Ich, 112; abrufbar unter: www.textlog.de/freud-psychoanalyse-stufe-ich.html, S. 1 (15.09.2016). Es soll hier angemerkt werden, dass das 'Ichideal' nach dem Instanzenmodell von Freud kein wirklich bewusster Zustand der Seele ist: vgl. Laplanche, J./Pontalis, J.-B., Vokabular der Psychoanalyse, 202f.
[401] Laplanche, J./Pontalis. J.-B., Vokabular der Psychoanalyse, 219.
[402] Ebd., 220.
[403] Mead, George H. (1968), Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviourismus, Frankfurt/M. 1968, 331, zit. nach: Geschwill, T., Sprache und Identität, 54.

jedoch bemerkenswert, wie stark oft diese Unterschiede unter Vertretern gleicher, älterer Generationen sind. Während die einen sich mit vollem Eifer in die neue Sprache vertiefen, sich diese aneignen und bemühen, sie so schnell wie möglich gut zu sprechen – was eine Veränderung der Selbstempfindung verursachen mag –, sitzt bei anderen eine tiefe und unüberbrückbare Abneigung gegen die Sprache des Aufnahmelandes. Letztendlich lernen auch letztere, oft erst nach vielen Jahren, notwendigerweise die Fremdsprache, wobei sie aber zumeist den Duktus ihrer Muttersprache behalten. Dabei spielen Sprachdifferenzen naturgemäß eine größere Rolle, je unterschiedlicher die Sprachwelten die dementsprechenden kulturellen Unterschiede ausmachen.

Wiewohl schon mehrfach bewiesen zu sein scheint, dass die Familie König und Wolf Rudich assimilierte Juden waren, die deutsche Vornamen hatten, deutsch sprachen und sich mit der deutschen Kultur identifizierten, darf nicht vergessen werden, dass sie wahrscheinlich während ihrer ersten Jahre in Wien nach wie vor das ‚Bukowina-Deutsch' sprachen. Dieses war eine Mischung aus deutsch, jiddisch, hebräisch und Einflüssen aus der rumänischen und ukrainischen Sprache, ein Erbe aus der mehrsprachigen Bukowina,[404] das sich durch unterschiedliche Akzentuierungen und Begriffe mit Sicherheit vom Wiener Dialekt und vom österreichischen Deutsch unterschieden hat. Durch ihre Aussprache konnte die Herkunft der ehemaligen BukowinerInnen erraten werden, und durch diese waren sie oft dem Spott der ansässigen WienerInnen ausgesetzt. „Die Wiener machten schäbige Witze über die ‚Zugereisten', die sie als ‚Herzego-Wiener' und ‚Buko-Wiener' betrachteten, so die Erinnerung von zwei jüdischen Zeitzeugen.[405] Im Extremfall kann hier von Stigmatisierung durch die eigene Biographie gesprochen werden, ein Phänomen in Bezug auf „geschädigte Identität", mit welchem sich der Soziologe Erving Goffman befasste. Ihm zufolge könnte der einfache Tatbestand einer „fremden Vergangenheit" […] eine Art Ungehörigkeit" gegenüber einer erwünschten *Zugehörigkeit* bedingen[406] So kann „Sprache als Komponente nationaler Identität" auch „als Instrument zur Ausgrenzung, Verurteilung und Stigmatisierung" missbraucht werden.[407]

Es kann hier nicht annähernd beantwortet werden, wie lange Wolf und Serafine Rudich gebraucht haben, um wie gebürtige WienerInnen zu sprechen und ihren herkömmlichen Akzent abzulegen oder ob sie diesen in Wien behalten haben. Eine bei weitem viel dramatischere Umstellung muss ihre zweite erzwungene Flucht nach Uruguay im Jahr 1938 gewesen sein, als sie nicht nur das Land und die Kultur, sondern sogar den Kontinent wechseln und eine

[404] Ebd., 41-44; vgl. auch: Turczynski, E., Geschichte der Bukowina, 109.
[405] Furst, L. R./ Fürst D., Daheim ist anderswo, 49.
[406] Goffmann, Erving, Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/M. 1967, 83.
[407] Geschwill, T., Sprache und Identität, 131.

vollkommen neue Sprache erlernen mussten. Laut Darstellung meiner Mutter hat sie sich Jahrzehnte danach kaum mit ihrem Schwiegervater Wolf Rudich in Uruguay unterhalten können, weil er sich über eine lange Zeit weigerte, Spanisch zu lernen.[408] Es ist nachvollziehbar, dass der dreiundfünfzigjährige Versicherungsbeamte es ablehnte, sich nach dem nochmaligen, unfreiwilligen Bruch mit seiner Herkunft eine neue Fremdsprache anzueignen. Dafür hätte er eine positive Disposition entwickeln und womöglich etwas von seiner ursprünglichen Identität aufgeben müssen. Denn durch eine Akkulturation in Uruguay hätte er bereit gewesen sein müssen, eine neue Identität in seinem Wesen zu integrieren.

VII.4 Identität und Kontinuität

Wenn im Sinne der erwähnten Identitätsdefinition von Kontinuität und Kohärenz gesprochen wird, ist es leicht vorstellbar, dass bei Wolf Rudich und Serafine König – wie bei Tausenden von anderen Flüchtlingen – diese Kontinuität mit der Flucht aus Czernowitz abrupt abgebrochen wurde. Solch eine „psychosoziale Krisenerfahrung“[409] wäre nach Straubs Interpretation von Eriksons Theorien – ähnlich den Krisenerfahrungen beim Erwachsenwerden eines jungen Menschen – konstitutiv und prägend für die Herausbildung von persönlicher Identität.[410] Es ist auch nachvollziehbar, dass Familie König und Wolf Rudich eine Kontinuität mit ihrem Herkunftsland Bukowina und ihrer Stadt Czernowitz noch während der Kriegsjahre erhalten wollten. Wahrscheinlich hegten sie noch die Hoffnung auf eine mögliche Rückkehr und einen Wiederanschluss an das relativ unbeschwerte Leben, das sie vor Kriegsausbruch genossen hatten. Die Rückkehr der älteren Söhne Marie Königs noch während des Kriegs, ihre eigene Rückkehr nach Kriegsende und die Geburt von Sigurt Rudich 1919 in Czernowitz können als Zeichen dafür gesehen werden. Es mag wohl auch einen Unterschied zwischen Serafine König und Wolf Rudich in ihrer inneren und biographisch bedingten Verbindung zur Stadt Czernowitz gegeben haben. Während Serafine dort geboren wurde und ihre vermutlich gesamte Familie seit längerer Zeit in Czernowitz gelebt hatte, kam Wolf erst nach Abschluss der Volksschule in die Stadt, wobei seine Eltern später nach Sereth umgezogen sind. Es kann also sein, dass Wolf Rudich nicht so einen starken Bezug zu Czernowitz wie Serafine und ihre Familie hatte. Es ist überhaupt zu hinterfragen, inwieweit meine Großeltern mehr oder weniger als „bodenständige“ Bukowiner bezeichnet werden konnten, die durch die geopolitischen Folgen des

[408] Ironischerweise hatte Wolf Rudich im Jahr 1938 auf seinem Ausreisefragebogen der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien angegeben, spanisch sprechen zu können: vgl.: Auswanderungsfragebogen zu Wolf Rudich.
[409] Straub. J., Personale und kollektive Identität. 75.
[410] Ebd., 83.

Zusammenbruchs der Monarchie zu „Heimatlosen“ wurden.[411] Kann es sein, dass sie sich erst ab diesem Zeitpunkt Fragen über ihre eigene Identität gestellt haben? Wir können es nicht wissen, hier bleibt nur der Raum für Spekulationen offen. Genauso wenig können wir von außen ihre Identitäten festlegen. Da wäre Steven Beller beizupflichten, wenn er meint, es sei „unmöglich, die Identitäten von Menschen, besonders von zentraleuropäischen Juden, zu kategorisieren“.[412]

Unter diesen persönlichen Bedingungen und unter der sozialhistorischen Kontextualisierung kann nicht mit Sicherheit ergründet werden, inwieweit oder wann sich meine Großeltern mit diesem neuen Österreich identifiziert haben können, oder ob sie sich je als „bodenständige Österreicher“[413] gefühlt haben mögen. Ein Hindernis auf dem Weg der Integration könnte eine mehr oder minder kollektive Identitätskrise während der ersten ‚Geburtswehen‘ der kleinen Republik Deutschösterreich gewesen sein. Denn nicht nur die Rudichs mussten sich in Wien neu ‚er-finden‘, ganz Österreich stand mit dem Zerfall der Monarchie ab 1919 unter dem Dilemma einer „völlig neuen Besetzung seiner ‚territorialen Identität“.[414] Denn was die Erste Republik betrifft, darf nicht vergessen werden, dass selbst die nicht jüdische Bevölkerung mit ihrer eigenen Identität zu kämpfen hatte. Die meisten ÖsterreicherInnen glaubten nicht an ein politisches und wirtschaftliches Überleben dieses kleinen Staates; viele wollten deshalb den Anschluss an das größere Deutschland, welcher aber von den Entente-Staaten nicht erlaubt wurde.

[411] Le Rider, J., Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich, 140.
[412] Beller, S., Was nicht im Baedeker steht, 15.
[413] Ebd., 12.
[414] Le Rider, J., Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich, 145.

VIII. ZWISCHENKRIEGSZEIT

Im folgenden Kapitel wird kurz auf einige Lebensumstände der Familie Rudich im Laufe der 1920er und 1930er Jahre eingegangen, um die Situation ihrer erzwungenen Ausreise nach Uruguay im Sommer 1938 zu erörtern. Einleitend werden einige Eckdaten und Aspekte des jüdischen Lebens in der als „Wasserkopf" bezeichneten Hauptstadt der nunmehrigen, kleinen Republik Deutschösterreich hervorgehoben und ins Treffen geführt.[415]

VIII.1 Juden in Wien während der Zwischenkriegszeit

Durch die Einwanderung ostjüdischer Flüchtlinge während des Ersten Weltkriegs wuchs der Anteil jüdischer EinwohnerInnen in Wien. Im Jahr 1923 zählte die jüdische Gemeinde Wiens mit über 201.000 Personen oder 10,8 % den jemals erreichten höchsten Anteil an der Wiener Gesamtbevölkerung.[416] Die jüdische Gemeinde wurde damit noch „vielfältiger", als sie es schon früher gewesen war, „so war es auch mit den internen Spannungen, seien sie religiös, kulturell oder habituell bedingt".[417] In diesen Jahren wurde Wien für eine kurze Zeitspanne sogar zu einem Zentrum jiddischer (Sub-)Kultur, die vor allem durch Kulturschaffende aus Galizien und der Bukowina dargeboten wurde.[418] Diese kurze „jiddische Kulturrenaissance" dauerte jedoch nicht lange: der Anteil der in Wien nach dem Krieg gebliebenen Ostjuden integrierte sich relativ rasch in die allgemeine jüdische Gemeinde oder assimilierte sich bereits an die österreichische Gesellschaft und Kultur.[419] Nicht umsonst hatte sich Wien in der jüdischen Welt den Ruf erworben, eine Stadt mit einem besonders starken Assimilationsdruck zu sein.[420]

Im Laufe der folgenden Jahre wurden die Juden und Jüdinnen Wiens mit der Zunahme antisemitischer Wirkungskräfte deutschnationaler und christlichsozialer Gesinnung jedoch immer stärker aus dem kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Stadt gedrängt.[421] Ab Mitte der 1920er Jahre stagnierte die jüdische Einwanderung; gleichzeitig begann sich bereits eine Abwanderung abzuzeichnen. Dies zusammen mit anderen demographischen Faktoren wie einer

[415] Es besteht hier freilich kein Anspruch auf Vollständigkeit bei der Darstellung des jüdischen Lebens im Alltag der Stadt Wien. Denn die Rolle, die jüdische Menschen in österreichischer Kunst, Kultur, Wissenschaft und Politik gespielt haben, ist zu reichhaltig, zu differenziert und kontrovers diskutiert worden, um diesen dichten und konfliktreichen Abschnitt der Zwischenkriegszeit in einem einzigen Kapitel abzuhandeln.
[416] Vgl. Statistisches Handbuch 1925, 14, zitiert nach: Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141; vgl. Michael, J., Mosaik, 140.
[417] Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141.
[418] Vgl. ebd.; vgl. Kohlbauer-Fritz, G. »Elend, überall wohin man schaut«, 102f;
[419] Ebd., 103.
[420] Vgl. Lichtblau, A., Zufluchtsort Wien, 141: Lichtblau nennt Wien eine „Assimilationsmaschine"; vgl. McCagg, William O., Jewish Assimilation, 77.
[421] Lappin, E., Juden in Wien, 65; vgl. Staudinger, Anton, Katholischer Antisemitismus in der Ersten Republik. In: Botz, G. (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, 261-282, hier 273f.

„negativen Geburten-Sterbebilanz“,[422] Taufen und Mischehen, ließ den jüdischen Anteil an der Gesamtbevölkerung im Jahr 1934 auf 9.4 % sinken.[423] Ein weiterer Grund für diese Abnahme war eine zeitweise massive Austrittswelle aus der Kultusgemeinde in den 1920er Jahren. Die vielen Austritte standen einerseits im Zeichen einer allgemeinen Säkularisierung der Gesellschaft, andererseits könnte dieses Phänomen laut Albert Lichtblau auch auf eine „tiefgreifende Verunsicherung der Identitäten“ zurückgeführt werden.[424]

Die Wiener Gesellschaft der Zwischenkriegszeit war in ihrer sozialen Identität zwiegespalten, da sie einerseits noch aus dem untergegangenen Reich „multiethnisch“, andererseits „nationalistisch“ geprägt worden war.[425] Dabei wurde in diesen Jahren die von vielen Juden und Jüdinnen aus den urbanen Zentren der ehemaligen Monarchie mitgebrachte „Multikulturalität“ immer stärker als eine „schwächere Kategorie“ diffamiert.[426] Michael John spricht in diesem Zusammenhang von einem Aufkommen individueller „Identitätskrisen“ als Folge dieser Entwicklung.[427] Eine extreme Ausformung solcher persönlichen Krisen lässt sich in der „Hypothese“ eines „jüdischen Selbsthasses“ unter so manchem bekannten Intellektuellen der damaligen Zeit finden.[428] Damit ist die Ableugnung oder Ignorierung der eigenen jüdischen Wurzeln gemeint, um unter anderem einer äußeren ‚Etikettierung‘ oder sozialen Diskriminierung zu entkommen. Als einer der bekanntesten Exponenten eines solches retrospektiv gesehenen jüdischen Selbsthass-Typus im Wiener Kulturleben gilt ein berühmter Publizist: „Karl Kraus was evidently that type of assimilated Austrian Jew who radically denied his Jewishness“.[429] Am anderen Ende auf der Skala des heterogenen Spektrums jüdischer Lebenseinstellungen standen die orthodoxen Juden und die Zionisten, die mitunter den österreichischen Staat aus einer klaren anti-assimilatorischen Haltung ablehnten.[430] Zwischen beiden Extremen gab es vermutlich eine Vielzahl von unterschiedlich ambivalenten Haltungen gegenüber der eigenen Identität innerhalb der jüdischen Gemeinde Wiens. Eine übliche Zwischenform des jüdischen Daseins unter den Assimilierten schien sich in der Figur des von den Orthodoxen oft abfällig benannten „Drei-

[422] Lichtblau, Albert, Partizipation und Isolation. Juden in Österreich in den ‚langen‘ 1920er Jahren. In: Archiv für Sozialgeschichte 37 (1997), 231-253, hier 235.
[423] Vgl. Lappin, E., Juden in Wien, 65; vgl. Pauley, Bruce F., Politischer Antisemitismus im Wien der Zwischenkriegszeit. In: Botz, G. (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, 241-260, hier 243; vgl. Sauer, B./Reiter-Zautloukal, I., Advokaten 1938, 13.
[424] Lichtblau, A., Partizipation und Isolation, 237.
[425] Michael, J., Mosaik, 140.
[426] Ebd.
[427] Ebd.
[428] Janik, Allan, Die Wiener Kultur und die jüdische Selbsthass-Hypothese. Eine Kritik. In: Botz, G. (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, 113-126, hier 113.
[429] McCagg, W. O., Jewish Assimilation, 63.
[430] Ebd., 77.

Tage-Juden“ etabliert zu haben.[431] Diese Bezeichnung hält sich bis heute noch für säkulare Juden, die aber an drei bestimmten traditionell-jüdischen Ritualen festhalten und diese auch feiern: Jom Kippur, Pessach und das Neujahrsfest Rosch Haschana.[432]

Eine Strategie der Gegensteuerung zu den Auflösungserscheinungen jüdischer Identität fand sich in der Praxis zahlreicher jüdischer Vereine, von denen viele Ende des 19. Jahrhunderts gegründet worden waren. Unter dem Zeichen des wachsenden Antisemitismus in der Zwischenkriegszeit boten diese Fürsorge-, kulturellen und politischen Institutionen unter anderem Geborgenheit und mitunter ein „jüdisches Zusammengehörigkeitsgefühl“.[433] Vereine konnten damit als eine Instanz von Identifikation unter Gleichgesinnten dienen und im Kleinem die Funktion einer ‚Ersatzheimat‘ erfüllen: „Jüdische Identität durchlief einen Prozess der Ausdifferenzierung, und dabei übernahmen Vereine eine bedeutende Aufgabe“.[434] Das multiple Vereinswesen Wiens erinnert in gewisser Weise an die „Gemeinde der Hundert Vereine“ in Czernowitz;[435] insofern konnten die Wiener Vereine den jüdischen Zuwanderern aus der Bukowina etwas an Kontinuität anbieten. Als namhaftes Beispiel dafür kann etwa der „*Alter Herrenverband der jüdisch-akademischen Verbindung ‚Zephirah‘, Czernowitz in Wien*“ genannt werden, der Anfang 1927 gegründet wurde.[436] Es handelte sich um einen zionistischen Verein, dem nur ehemalige HochschülerInnen beitreten konnten, „welche der jüdische-akademischen Verbindung ‚Zephirah‘ schon in Czernowitz als aktive Mitglieder“ angehört hatten.[437] Die Pflege der Jiddischen Sprache und Literatur seitens jüdisch nationaler Vereine, wie der von Nathan Birnbaum im Jahr 1905 gegründeten ‚*Jüdischen Kultur*‘, stellte auch nach dem Krieg eine Form der Verbindung zu Czernowitz und der Bukowina dar. Die Mitgliedschaft in einem Verein verlangte jedoch keine Exklusivität: so war es bei vielen Juden und Jüdinnen üblich, Mitglied von mehreren, auch nicht jüdischen, bürgerlichen Vereinen zu sein. Je nach Mitgliedschaft und

---

[431] Vgl. Hirsch, Leo, Der Dreitage-Jude. Kritik eines Übergangs. In: Der Morgen: Monatsschrift der Juden in Deutschland, 10. Jg., 6-7, Sept.-Okt. 1934, S. 295, abrufbar unter: http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/2904237 (15.10.2016).

[432] Wuliger, Michael, Einspruch. 'Besser drei Tage als nie'. In: Jüdische Allgemeine, 12.09.2013, online unter: http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/17009 (10.10.2016). Meine Großeltern zählten mit größter Wahrscheinlichkeit zu diesem Typus: auch in Uruguay feierten sie noch die erwähnten drei jüdischen Feste, obwohl sie nicht ausgesprochen religiös waren.

[433] Hausenbichl, Angelika M., Jüdische Autoemanzipation. Ein Blick in das Vereinsleben der Donaumonarchie am Beispiel der akademischen Vereine *Kadimah* und *Jüdische Kultur*. In: Adunke, Evelyn/Lamprecht, Gerald/Traska, Georg, Jüdisches Vereinswesen in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck 2011, 31-44, hier 41.

[434] Adunke, E./Lamprecht, G./Traska, G., Jüdisches Vereinswesen in Österreich, 9.

[435] Sha'ari D., Die jüdische Gemeinde, 123.

[436] Vgl. Quelle: Alter Herrenverband der jüdisch-akademischen Verbindung ‚Zephirah‘, Czernowitz in Wien, Wr. Stadt- und Landesarchiv, M. Abt. 119, A-32: Gelöschte Vereine, 2076/1927 – 20176/1927. Dieser wurde im November 1939 zusammen mit allen anderen jüdischen Vereinen nach einer Verfügung des Stillhaltekommisars vom 26.6.1939 aufgelöst.

[437] Ebd.

Situation war es damit möglich, in verschiedene Identifikationsmuster hineinzuschlüpfen, was dem Wesen der „Mehrfachidentitäten“ entsprechen konnte.[438]

Die Zeit des österreichischen Ständestaates oder – mit einem anderen Begriff – des Austrofaschismus (1933/34-1938) läutete eine Zäsur ein und eine Verstärkung des Antisemitismus auf einer besonderen Skala. Durch die Überbetonung des katholischen Glaubens als Teil der indoktrinierten Staatsraison wurde das Religionsbekenntnis wieder zu einem wichtigen Kriterium von Identität gemacht. Durch das im Juni 1933 zwischen der österreichischen Regierung unter Bundeskanzler Dollfuß und dem Heiligen Stuhl abgeschlossene Konkordat wurde die Wiedereinführung des verpflichtenden Religionsunterrichts in den Schulen beschlossen.[439] Dabei mussten nicht nur römisch-katholische Kinder Religion lernen. Auch nichtchristliche SchülerInnen mussten einen Religionsunterricht entsprechend dem Religionsbekenntnis ihrer Eltern besuchen, dessen Beurteilung bzw. Note in das allgemeine Schulzeugnis eingetragen wurde.[440] Damit wurden „zahlreiche, bisher konfessionslos erzogene Kinder, plötzlich zu Angehörige einer Religionsgemeinschaft“, was „Auswirkungen auf ihre persönliche Identitätsfindung hatte“.[441] Dies führte auch zu der paradoxen Lage, dass durch die Verstärkung des Katholizismus in der Schule jüdische Familien genötigt wurden, sich durch ihre Kinder mit ihrer eigenen Religion zu beschäftigen, auch wenn sie nicht religiös oder weitgehend assimiliert waren. Laut einer „Verordnung des Wiener Stadtschulrats“ vom September 1934 hätten sogar „parallele Klassen“ für alle „nichtchristlichen Schüler“ eingerichtet werden sollen, womit in der Praxis vor allem eine Absonderung von jüdischen Klassen gemeint war.[442] Dies entfachte eine polemische und heftige Reaktion seitens der jüdischen Gemeinde. Insbesondere befürchteten die assimilierten Juden, dass sich durch die Parallelklassen „die bereits bestehende Kluft zwischen Christen und Juden noch vergrößern würde“.[443] Zwar wurde diese Maßnahme

---

[438] Ebd., 10.

[439] Vgl. Konkordat zwischen dem Heiligen Stuhle und der Republik Österreich samt Zusatzprotokoll. StF: BGBl. II Nr. 2/1934. In: Bundesrecht konsolidiert: Gesamte Rechtsvorschrift für Konkordat (Heiliger Stuhl), Fassung vom 18.09.2016, Artikel VI. § 1, abrufbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung (02.10.2016).

[440] Der verpflichtende Religionsunterricht galt im Jahr 1949 noch als Folge der gesetzlichen Bestimmungen durch das Konkordat von 1933, u.a. für *„Schulen, an denen am 13. März 1938 durch die vergangenen fünf Jahren aufgrund von gesetzmäßig erlassenen Rechtsvorschriften [derselbe] Pflichtgegenstand war, für alle einer gesetzlich anerkannten Kirche oder Religionsgesellschaft angehörigen Schüler“*: vgl. Bundesgesetz vom 13. Juli 1949, betreffend den Religionsunterricht in der Schule. In: Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Jg. 1949/190, § 1, Stück 39/190, S. 850, abrufbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1949_190_0/1949_190_0.pdf (02.10.2016); vgl. auch: Brosch, Markus, Jüdische Kinder und LehrerInnen zwischen Hoffnung, Ausgrenzung und Deportation. VS/HS Kleine Sperlgasse 2a, 1938-1941, Diplomarbeit, Universität Wien 2012, 10.

[441] Brosch, M., Jüdische Kinder, 10.

[442] Pauley, Bruce F., Politischer Antisemitismus, 256.

[443] Ebd.; vgl. Die Wiener Kultusgemeinde gegen das Schulghetto. In: Die Stimme. Jüdische Zeitung, Nr. 388, Jg. 8, Wien, 28. Sept. 1934, S. 1f.

schließlich nicht umfassend in allen Schulen durchgeführt.[444] Doch allein durch diese Diskussionen – um nur ein Beispiel aufzuzeigen – kann angenommen werden, dass die Unterstreichung der Zugehörigkeit zu einer nicht christlichen Minderheit im katholischen Ständestaat jüdische Personen in ihrer sozialen Außenseiterrolle nach einem bereits erfolgten Assimilationsprozess zurückgeworfen haben mag.[445]

Trotz des vereitelten Putschversuches der Nationalsozialisten, des verübten Mordes am Bundeskanzler Engelbert Dollfuß in Juli 1934, des Verbots der österreichischen NSDAP sowie der Inhaftierung vieler ihrer Parteimitglieder und Agitatoren erstarkte in den folgenden Jahren die deutschnationale Gesinnung in Österreich. Parallel und in Wechselwirkung dazu entwickelte sich der rechtskonservative, klerikale Antijudaismus. „Die Diskrepanz zwischen Ablehnung des nationalsozialistischen Rassenwahns und der inhaltlich von diesem kaum unterscheidbaren Agitation des ‚christlich' benannten Antisemitismus kennzeichnet auch die Periode des Austrofaschismus".[446] Viele Juden sahen trotz dieser Tendenzen und der betont deutsch-völkischen Komponenten der Vaterländischen Front – die als Nachfolgerin der Christlichsozialen Partei und anderer rechtsnationaler Bewegungen als einzig erlaubte, politische Organisation in Österreich in Mai 1933 etabliert worden war – im Austrofaschismus dennoch eine ‚Schutzmacht' gegen die nationalsozialistische Bedrohung in Österreich und aus dem deutschen Nachbarland.[447] So war die Einstellung vieler Juden und Jüdinnen gegenüber dem österreichischen Ständestaat und die Einschätzung der Regierung von einer gewissen „Ambivalenz" gekennzeichnet.[448]

VIII.2 Jüdisch-Wienerische Identitätssymbiosen

Ein relativ neuer Sammelband aus dem Jahr 2009 beschäftigt sich mit den Verschränkungen von jüdischer Identität, Kultur und Akkulturation in Wien und der Herausbildung einer besonderen Wiener Identität in der Zwischenkriegszeit. Es sollen hier die Prozesse herausgearbeitet werden, welche die „Verknüpfungen des Jüdischen und Nichtjüdischen als etwas Spezifisches der Wiener Kulturgeschichte" offen legen.[449] Frank Stern und Barbara Eichinger weisen als Herausgeber bzw. Herausgeberin des Buches darauf hin, dass sich durch neuere Forschungsarbeiten eine „ausgeglichene Sichtweise" ergeben soll, „die sich sowohl antisemitischer als auch

[444] Vgl. Brosch, M., Jüdische Kinder, 11.
[445] Vgl. Mittelmann, Hanni, Albert Ehrenstein and the Tragedy of Exile. In: Wiș̦trich, Roberț S. (Ed.), Austrian and Jews in the twentieth century: From Franz Josef to Waldheim, New York 1992, 112-123, hier 112.
[446] Staudinger, A., Katholischer Antisemitismus in der Ersten Republik, 277.
[447] Vgl. Sauer, B./Reiter-Zautloukal, I., Advokaten 1938, 13.
[448] Burger, H., Heimatrecht, 145.
[449] Stern, Frank/Eichinger, Barbara, Einleitung. In: Dies. (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. XIII-XXV, hier: XXIII.

philosemitischer Lesart entziehen soll".[450] Denn gerade die durch die Shoah bedingte, geschichtswissenschaftliche Fokussierung auf den wachsenden Antisemitismus der Wiener Gesellschaft während der Ersten Republik lässt oft ganze Lücken an Forschungsfeldern über unterschiedliche Aspekten jüdischer Identität offen, die in keinem direkten Verhältnis zu dem Antisemitismusproblem stehen.[451] Es ist freilich nicht zu leugnen, dass viele akkulturierte Juden und Jüdinnen in Wien – nach Steven Beller „die Hauptstadt des Antisemitismus vor dem Zweiten Weltkrieg"[452] – erst durch die antisemitischen Auswüchsen „mit ihrer jüdischen Identität zunehmend von ‚außen' konfrontiert wurden".[453] Ausgehend von Analysen jüdischer Autobiographien folgt Eleonore Lappin Marsha Rozenblits Konzept einer „tripartite"-Identität auch für die Wiener Juden und Jüdinnen der Ersten Republik: demnach hätten sie „eine Identität als politische Österreicher, kulturelle Wiener und ethnische Juden" in der Zwischenkriegszeit entwickelt.[454] Dabei war die jüdische Gemeinde hier ähnlich wie in Czernowitz sehr heterogen.[455] Diaspora Juden wie die aus Galizien und der Bukowina brachten „Traditionen und Erinnerungen in die neuen Lebensräume" mit und ähnlich wie bei jeder Diaspora mussten sie sich „an die neuen Bedingungen anpassen".[456] Andererseits wurde die soziale und kulturelle Umgebung von den Einwanderern mit ihren kulturellen Eigenheiten und durch ihre Prozesse der Assimilation geprägt. So spricht Beller von einer „zweiseitigen Integration oder Assimilation", nämlich durch „die starke Wirkung der jüdischen Emanzipation und Integration auf nicht jüdische Österreicher".[457] Neben der anerkannten Bereicherung der Kultur und der Wissenschaft durch jüdische Beiträge sollen die Wiener Juden und Jüdinnen auch „die Identität Wiens und Österreichs" bis zu einem gewissen Grad „*mitgestaltet*" haben.[458] Vielleicht wäre Wien insofern eine geeignete Stadt für Diaspora gewesen, als hier „Identitäten verschwommen und fragil waren", wodurch man sich „vor allem durch die Identifizierung als jemand, der *nicht* dazugehört, gut integrieren" hätte können, so Steven Beller.[459] So sehr diese These an sich interessant klingt und sich sogar auf aktuelle Verhältnisse in Wien übertragen ließe, ist zu hinterfragen, ob dieselbe nicht einen Widerspruch in sich birgt. Denn eine in sich nicht integrierte bzw. ‚desintegrierte'

[450] Ebd., XVI.
[451] Ebd., XXIV.
[452] Beller, S., Was nicht im Baedeker steht, 5.
[453] Stern, F./Eichinger, B., Einleitung, XIX.
[454] Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 25: in ihrem Aufsatz analysiert Eleonore Lappin mehrere Autobiographien meist assimilierter Wiener Juden und Jüdinnen der Ersten Republik, die zwischen 1900 und 1930 geboren wurden.
[455] Vgl. Stern, F./Eichinger, B., Einleitung, XXI.
[456] Ebd., XXII.
[457] Beller, S., Was nicht im Baedeker steht, 7. Diese These deckt sich mit dem Begriff einer „austro-jüdischen Symbiose", wie sie William Mc.Cagg benannt hat: vgl. McCagg, W. O., Jewish Assimilation in Austria, 76
[458] Beller, S., Was nicht im Baedeker steht. 6.
[459] Ebd.,12.

Gesellschaft könnte wohl kaum Ansporn oder Potential für eine diesen Namen verdienende Integration bieten.

VIII.3 Lebensumstände der Familie Rudich-König

Zeitgleich mit der Genehmigung der Option für die österreichische Staatsbürgerschaft, im April 1921, zog die Kleinfamilie Rudich von der Ottakringerstraße in die Reinprechtsdorferstraße um. Ob der Erhalt der Staatsbürgerschaft mit der Entscheidung zum Umzug in einem Zusammenhang stand, kann hier nicht mit Gewissheit beantwortet werden. Sie verließen jedenfalls ihre bis dahin gewohnte Umgebung um Hernals, Ottakring und die Josefstadt, um im entfernteren Margareten, einem proletarisch geprägtem Bezirk von Wien, für die nächsten zwölf Jahre zu wohnen. Diese längere Lebensphase an einem einzigen, festen Wohnsitz, während der mein Vater Alfred Rudich im Jahr 1925 geboren wurde, deutet auf eine erlangte Sesshaftigkeit und eine Beruhigung ihrer allgemeinen Lage nach Jahren der Ungewissheit und der ständigen Umzüge. Mein Großvater Wolf hatte im Jahr 1920 eine Stelle als „Versicherungsbeamter“ bei der *Allgemeinen Versicherungsgesellschaft Phönix* bekommen; er war damals fünfunddreißig Jahre alt.[460]

Die Bezeichnung ‚Advokatus-Kandidat' oder ‚Rechtsanwaltsanwärter‘ lässt sich immer wieder in Wolf Rudichs Dokumente finden. Er scheint aber nie die nötige Praxis erworben zu haben, um tatsächlich als Anwalt sein Leben zu verdienen. Es gibt mehrere mögliche Gründe, um dies zu erklären. Neben den schwierigen Kriegsjahren und seiner Einberufung als Soldat muss der immer stärker werdende, antisemitische Widerstand insbesondere gegen eingewanderte (ost-)jüdische Anwälte in Wien erwähnt werden.[461] Zum anderen war die Zahl der Anwälte zwischen 1913 und 1934 rasant gewachsen; es gab daher Anstrengungen seitens der Rechtsanwaltskammer, die Zahl der Aspiranten einzudämmen. Es gab sogar Vorschläge, eine „Alters-Obergrenze“ für Anwälte einzuführen.[462] Unter diesen widrigen Umständen, als ostjüdischer Anwaltsanwärter, der nicht mehr der Jüngste und 1919 gerade Vater geworden war, kann vermutet werden, dass Wolf Rudich in diese Richtung keine großen Ansprüche bzw. Hoffnungen hatte und sich mit seiner Anstellung bei einer Versicherung zufrieden gab.

Die ‚Phönix‘, 1882 gegründet und hauptsächlich auf Lebensversicherungen spezialisiert, hatte den Ersten Weltkrieg sogar mit Gewinnen überlebt und fing in den darauf folgenden Jahren an,

[460] Vgl. „Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938“ – Bogenblatt zu Wolf Rudich Nr. 30280, OeStA, AdR, Abt. Finanzen [06], Vermögensverkehrsstelle [VVSt].
[461] Vgl. Sauer, B./Reiter-Z., I., Advokaten 1938, 15.
[462] Ebd., 17f.

eine Niederlassung nach der anderen im Ausland zu eröffnen.[463] Gegen Mitte der 1920er Jahre war die Firma auf vollem, internationalem Expansionskurs, sodass sie zuletzt als „drittgrößte Lebensversicherungsfirma des Kontinents“ Vertretungen in 22 Ländern zählen konnte.[464] Angeblich bekamen die Versicherungsvertreter hohe Provisionen und auch die Angestellten sollen gut bezahlt worden sein, während die Polizzen sehr niedrig und damit konkurrenzfähig gehalten wurden.[465] Die Versicherungsfirma wurde vom allseits bekannten jüdischen Generaldirektor Wilhelm Berliner scheinbar so erfolgreich geführt, dass er sich zeitlebens des Rufs eines außergewöhnlichen, sogar ‚genialen‘ Unternehmers erfreuen durfte.[466] Doch kurz nach seinem unerwarteten, frühzeitigen Tod im Februar 1936 erfuhr die Öffentlichkeit von einer jahrelang durch ihn und andere involvierte Personen vorgeführten Bilanzfälschung, die durch ein Netzwerk von korrupten Politikern und Journalisten verdeckt geblieben war. Die ‚Phönix-Affäre‘ wurde zu einem der größten Betrugs- und Finanzskandale der Ersten Republik, der weltweit hohe Wellen schlug. Als Folge davon musste 1936 der Konkurs über die Firma eröffnet werden, die Versicherten – allein in Österreich an die 330.000 – mussten Verluste einbuchen und an die 1.300 MitarbeiterInnen verloren ihren Job.[467] Der Skandal wurde sowohl von den oppositionellen Sozialdemokraten als auch von den Nationalsozialisten gegen den Christlichsozialen Ständestaat politisch ausgeschlachtet, obwohl beide politischen Kräfte – insbesondere die NSDAP – Nutznießer der korrupten Gebaren und Zuwendungen gewesen waren.[468] Die jüdische Abstammung des verstorbenen Direktors Berliner kam dabei der antisemitischen Propaganda der Nationalsozialisten zugute, wenngleich die sozialdemokratische Kritik ebenfalls antisemitisch gefärbt war.[469] Da Wolf Rudich nicht direkt in der Lebensversicherungsgesellschaft, sondern in der mit derselben verbundenen ‚Allgemeinen Versicherungsgesellschaft Phönix‘ beschäftigt war, wurde er im Skandaljahr 1936 von der Entlassungswelle verschont und überlebte somit die Turbulenzen seines Arbeitgebers. Dies könnte auch auf ein solides Arbeitsverhältnis bzw. auf eine gute Stellung im Versicherungsunternehmen zurückgeführt werden; immerhin war er schon seit sechzehn Jahren

[463] Ursprünglich „Azienda“ genannt, ab 1889 mit dem Namen der LV Phönix: vgl. Ackerl, Isabella, Der Phönix-Skandal. In: Jedlicka, Ludwig/Neck, Rudolf (Hg.), Das Juliabkommen von 1936, Wien 1977, 241-279, hier 250.
[464] Vgl. ebd., 251; vgl. Bauer, Kurt, Diskrete Gebarung. Selbstherrliche Manager. Dubiose Geschäfte. Politiker, Beamte, Presseleute als „Spendenempfänger“. Konkurs. – Über den Zusammenbruch des marktbeherrschenden Versicherungskonzerns Phönix: ein Finanzskandal der Ersten Republik. In: Die Presse – Spectrum, 6. Mai 2006, abrufbar unter: http://www.kurt-bauer-geschichte.at/, S. 2. (09.09.2016).
[465] Ebd.
[466] Vgl. Ackerl, I., Der Phönix-Skandal, 252f.
[467] Ebd. Es würde hier zu weit führen, die verzweigten und dramatischen, politischen Implikationen auszuführen, die sogar zu einigen Selbstmorden implizierter Personen geführt hat.
[468] Vgl. Ackerl, I.,. Der Phönix-Skandal, 258.
[469] Vgl. Maierhoffer, Doris, ‚Ein typischer Finanzmann‘. In: Unique, Ausg. 11/12, Gesellschaft, Wien, Nov. 2012.

in der Firma angestellt.[470] Zwei Jahre später sollten ihn jedoch weder Stellung noch gutes Arbeitsverhältnis retten können: kurz nach dem nationalsozialistischen ‚Anschluss' im März 1938 wurde er aufgrund seiner jüdischen Abstammung per Ende September 1938 fristlos entlassen, die Kündigung wurde etwas später auf dem 31. Juli vorverlegt.[471] Er bekam keine Abfertigung; einen Anspruch auf Pension gab es auch nicht, da er die dafür benötigten 25 Dienstjahre nicht vorweisen konnte.[472] Laut eigenen Angaben bei der Fürsorgezentrale der Israelitischen Kultusgemeinde im Mai 1938 verdiente er zuletzt 380 RM (Reichsmark) monatlich.[473]

Wolfs Gattin Serafine führte nach ihrer Heirat und dem Kriegsende ein Leben als Mutter und Hausfrau. Erst nach dem ‚Anschluss' und der Kündigung ihres Mannes, als die Familie Rudich bereits an eine Ausreise nach Südamerika dachte, ließ sie sich noch rasch einige Monate in Kleiderkonfektion ausbilden, da sie bereits wusste, dass sie in einem Land ankommen würde, wo sie die Sprache nicht beherrschte und für das Familieneinkommen arbeiten werde müssen.[474] In ihrem Leben stand ihr der älteste Bruder Max nicht nur altersgemäß am nächsten. Nach seiner Reifeprüfung am Deutschen Staatsgymnasium von Czernowitz ging er an die Karl-Ferdinands Universität in Prag, wo er in Medizin inskribierte. Er promovierte als Zahnarzt Ende 1926 in Wien; damals lebte er in derselben Adresse wie die Familie Rudich, in der Reinprechtsdorferstraße Nr. 57.[475] Ab Anfang 1927 wohnte er bis zu seiner Ausreise nach Uruguay Ende September 1938 in der Zelinkagasse im ersten Wiener Gemeindebezirk, wo er auch seine zahnärztliche Ordination hatte.[476] Er war mit Frieda Maria, auch einer Jüdin aus Czernowitz, verheiratet. Der zweite Bruder Sigi studierte in Frankreich, heiratete eine Französin und ließ sich in der Provence nieder, wo er den Nazi-Terror überleben konnte. Der jüngere

---

[470] Einige Vorteile könnte er durch seine Anstellung genossen haben, wie zum Beispiel den Besitz einer guten Lebensversicherungspolizze. Diese wurde von der ÖVAG (Österreichische Versicherungs-AG) gedeckt, welche vom österreichischen Staat als Nachfolge- bzw. Auffanggesellschaft der Phönix gegründet worden war: vgl. „Verzeichnis über das Vermögen von Juden" Wolf Rudich, S. 3; vgl. hierzu auch: Ackerl, I., Der Phönix-Skandal, 247f, 256.

[471] Vgl. Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich. Eine Anfrage bei der ‚Wiener Allianz Versicherungs-AG', die 1938 die Phönix übernahm, über Personaldaten der Phönix-Angestellten im Jahr 1938 blieb erfolglos aufgrund einer angeblichen Löschung aller personenbezogenen Quellen bis zum Jahr 1968.

[472] Vgl. Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich.

[473] Vgl. ebd. Ein deutscher Industriearbeiter verdiente im Jahr 1937 im Durchschnitt 113 Reichsmark monatlich: vgl. Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Band 1938, Beschäftigung, Arbeitseinsatz und Arbeitslosigkeit / Beschäftigungs- und Arbeitseinkommen in der Industrie, Page 421:369, abrufbar unter: https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=PPN514401303 (21.10.2016).

[474] Überliefert durch die Auskunft der Schwiegertochter Angelina Rudich. Serafines Praxis in den Nähstuben der Flüchtlingsversorgung während des Ersten Weltkrieges in Wien mag ihr dabei schon eine Grundlage für dieses Metier geboten haben.

[475] ‚Nationale' (=Inskriptionsbestätigung) Max König an der medizinischen Fakultät der Universität Wien, WS 1921/22, Archiv der Universität Wien.

[476] Vgl. „Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938", Bogenblatt zu König Max, Nr. 25246, OeStA, AdR, Abt. Finanzen [06], Vermögensverkehrsstelle [VVSt].

Bruder Theo studierte Chemie in Grenoble und ist auf Initiative seiner Mutter Marie Mitte der 1930er Jahre zu seinem Onkel Jakob Schneeweiß nach Uruguay ausgewandert. Letzterer war einer der vier Geschwister Maries aus Czernowitz. Während des Ersten Weltkriegs war Jakob Schneeweiß als Leutnant an der Ostfront im Einsatz gewesen, wo er in russische Kriegsgefangenschaft geriet; er kam Anfang der 1920er Jahre nach Czernowitz zurück. Von dort wanderte er später nach Uruguay aus, wo er Fuß fassen und sich eine gute finanzielle Grundexistenz aufbauen konnte.[477] Er blieb unverheiratet und kinderlos, half seiner Familie bei der Ausreise aus Österreich und bei den Visa-Angelegenheiten im südamerikanischen Land. Diese familiäre Verbindung nach Uruguay wurde im Jahr 1938 der Rettungsanker für die Familie Rudich-König.

Es kann nicht eruiert werden, wie meine Großeltern und Großonkeln den immer stärker werdenden Antisemitismus in Wien erlebt haben und wie sie mit diesem umgegangen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie „den politischen Konflikt nicht suchten und an ‚Normalität' glauben" wollten, somit „mit Zweckoptimismus den Alltag nachgingen".[478] Die Identifikation mit der österreichischen Kultur, die sie nicht erst in Wien, sondern schon in ihren jungen Jahren in Czernowitz kultiviert hatten, mag ihnen dabei eine große Stütze gewesen sein. Andererseits waren die verbalen Anfeindungen gegen Juden schon seit dem Ende des 19. Jahrhunderts „zur Gewohnheit" geworden,[479] die auch die Juden aus der Bukowina gekannt haben müssen. Es ist zum Großteil diese ‚schlechte' Gewohnheit gewesen, die viele Menschen in der jüdischen Gemeinde abgestumpft hat, sodass sie nicht rechtzeitig die gefährlichen Zeichen der Zeit deuten konnten; es kann auch gesagt werden, dass viele diese latente Gefahr nicht wahrhaben wollten. Angeblich war es meine Großmutter Serafine König, die eher den Ernst der Lage erkannte und meinen Großvater Wolf kurz nach Bekanntwerden seiner Kündigung dazu drängte, die nötigen Schritte zur Auswanderung zu setzen.

Ende August 1938 fuhren Wolf und Serafine Rudich mit dem jüngeren Sohn Alfred nach Antwerpen, und von dort weiter mit dem Schiff nach Uruguay. Der ältere Sohn Sigurt, damals achtzehn Jahre alt, war kurze Zeit vorher allein nach Uruguay geschickt worden. Mutter Serafine wollte damit die androhende Einberufung Sigurts zum Militärdienst verhindern. Ende September schiffte sich auch Max mit seiner Frau, seiner Tochter und seiner Mutter Marie König nach Uruguay ein. Um ein dauerhaftes Einreisevisum im südamerikanischen Land zu bekommen und die rasche Ausreise zu ermöglichen, mussten alle Mitglieder der Familie Schiffskarten für die

[477] Auskünfte von einem Familienstammbau aus der Hand von Julius Wolfenhaut, einem Neffen von Marie König, der 1941 mit seiner Mutter aus Czernowitz nach Sibirien von den Sowjets deportiert wurde.
[478] Lichtblau, A., Partizipation und Isolation, 252.
[479] Ebd., 250.

Erste Klasse um 585 RM pro Person kaufen. Um den Gesamtbetrag von 2.340 RM für vier Passagiere aufzutreiben, suchte Wolf Rudich bei der Fürsorgezentrale der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) um finanzielle Hilfe an. Im Rahmen der sogenannten ‚Gildemeester-Aktion' wurde seiner Familie schließlich eine Unterstützung von 450 RM gewährt.[480]

VIII.4 Zweite Generation: die ‚echten' Wiener

Alfred Rudich, der zweitgeborene Sohn von Wolf und Serafine, kam am 27. Juni 1925 in Wien auf die Welt. Der Geburtsschein wurde von der IKG ausgestellt.[481] Während der Unterstufe im Gymnasium musste er aus bereits erwähnten Gründen drei Jahre lang eine hebräische Bibelschule der IKG besuchen.[482] Neben der schulischen Verpflichtung zum Religionsunterricht mag auch eine Vorbereitung für die ‚Bar-Mizwa' des heranwachsenden Jungen ein Motiv für dessen Eltern gewesen sein. Denn selbst für assimilierte Juden hatte dieses Ritual nach wie vor eine über die Religion hinaus wichtige und traditionsbewusste Bedeutung. Als die Familie im Jahr 1933 in die Lederergasse im 8. Bezirk zog, ging Alfred ab dem Schuljahr 1935/36 in das *Robert Hamerling-Realgymnasium* in der Albertgasse 18-22. Die Schule war zu diesem Zeitpunkt mit fast 1.000 Schülern – davon 158 Schülerinnen – eine der größten Österreichs.[483] Zwar wurden in diesem Gymnasium während des Austrofaschismus keine parallelen Klassen für nichtchristliche Kinder eingerichtet. Doch am 2. Mai 1938, ca. sechs Wochen nach dem nationalsozialistischen ‚Anschluss' Österreichs an das Deutsche Reich, wurden „arische" und „nichtarische" Schüler getrennt. Nun wurden „jüdische Parallelklassen" geführt, in die 186 jüdische Schüler eingeteilt wurden.[484]

In Alfreds Schulzeugnisse der ersten beiden Klassen (1935-1937) stand neben der Rubrik ‚Staatsbürgerschaft' die Angabe ‚Österreich'. In seinem letzten Zeugnis vom 2. Juli 1938 wurde das Wort „-Bürgerschaft" durchgestrichen und durch die Bezeichnung „-Angehörigkeit" mit der nebenstehenden Angabe „deutsch" händisch ersetzt.[485] Er war nun offiziell ein Staatsangehöriger des Deutschen Reiches. Die Änderung in der Bezeichnung hatte eine Vorgeschichte mit

[480] Vgl. Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich.
[481] Vgl. Quelle: Geburtsurkunde Alfred Rudich, Auszug aus dem Geburtseintrag Nr. 1149/1925, Israelitische Kultusgemeinde.
[482] Vgl. Quellen: Alfred Rudichs Zeugnisse aus der ‚Hebräischen Bibel- und Sprachschule der Isr. Kultusgemeinde in Wien' von 1935/36 und 1936/37, sowie Schulzeugnisse des ‚Robert Hammerling Realgymnasiums' in Wien 8., Albertgasse 18-22, von 1935 bis 1938. Angesichts der Erinnerungen, die ich von meinem Vater als eindeutig säkularen Menschen habe, scheint der damalige Religionsunterricht trotz sehr guten Notendurchschnitts jedoch keinen bleibenden Eindruck bei ihm hinterlassen zu haben.
[483] Im März 1935 zählte das Gymnasium 820 Schülern und 158 Schülerinnen: vgl. BGRG 8 (Hg.), Festschrift 100 Jahre BGRG VIII Albertgasse 1905-2005, Wien 2005, 21, 23.
[484] Ebd., 24. Da gab es bereits keine Mädchen mehr in der Schule, welche daraufhin in „Staatliche Oberschulen für Jungen" umbenannt wurde.
[485] Jahreszeugnis Rudich Alfred, Robert Hammerling Realgymnasium Wien 8, Albertgasse 18-22, Katalog-Nr. 47.

weitreichender Bedeutung für die jüdische Bevölkerung. Am 20. Mai 1938 waren die ‚Nürnberger Rassengesetze' in Österreich kundgetan worden, durch die alle jüdischen StaatsbürgerInnen des nicht mehr existierenden, österreichischen Staates entrechtet werden sollten. „Staatsangehöriger ist, wer dem Schutzverband des deutschen Reichs angehört und ihm besonders verpflichtet ist", so lautet der Paragraph 1 des Reichsbürgergesetzes.[486] Im Unterscheid dazu sollte ein „Reichsbürger […] nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes"[487] sein, welcher „der alleinige Träger der vollen politischen Rechte nach Maßgabe der Gesetze" [488] wäre. Ein Jude konnte demzufolge kein Reichsbürger sein: „Ihm steht ein Stimmrecht in politischen Angelegenheiten nicht zu; er kann ein öffentliches Amt nicht bekleiden".[489]

Ähnlich wie bei Ausrufung der Ersten Republik wurden hier im Allgemeinen einzelne Menschen wieder mit semantischen Implikationen behördlicher Bezeichnungen betreffend nationaler Zugehörigkeit konfrontiert. Eine Person wurde nicht mehr als ein Staatsbürger mit dementsprechenden Rechten, sondern nur noch als ein Angehöriger des Staates mit Pflichten anerkannt. Das Wort ‚Angehöriger' ist eine Verlängerung des Begriffs der ‚Hörigkeit'; der Staat wird somit zum ‚Besitzer' seiner BürgerInnen, die ja keine mehr als solche sind. Dies suggeriert den Verlust der Mündigkeit der einzelnen BewohnerInnen eines Staates. Zwar erhielten „alle vormaligen Österreicher" die selbe Bezeichnung als ‚Staatsangehörige', da in Österreich das „vorläufige Reichsbürgergesetz" letztendlich nicht eingeführt wurde.[490] Nach der Logik eines diktatorischen Regimes wurden im Prinzip ja alle BürgerInnen bis zu einem gewissen Grad entmündigt. Doch durch die „Verordnungen zum Reichsbürgergesetz" stand für die Juden und Jüdinnen der Verlust aller ihrer bürgerlichen Rechte auf dem Plan; infolgedessen erfolgte die „schrittweise Fragmentierung und Aushöhlung ihrer Staatsbürgerschaft".[491] Die schnelle und improvisierte Änderung im letzten österreichischen Schulzeugnis des Dreizehnjährigen läutet zumindest auf einer symbolischen Ebene den Beginn dieser staatsbürgerlichen Entrechtung ein. Es sei dahingestellt, inwieweit sich der junge Schüler dessen bewusst war und wie sich dieser Umstand letztlich auf seine persönliche Empfindung als „Österreicher" ausgewirkt hat.

---

[486] Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 (Reichsgesetzblatt 1. S. 1146), § 1, Abs. 1, Gesetzblatt für Österreich 1938/51/150, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (17.10.2016).
[487] Ebd., § 2, Abs. 1
[488] Ebd., § 2; Abs. 3.
[489] Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 (Reichsgesetzblatt 1. S. 1333), § 4, Abs.1, Gesetzblatt für Österreich 1938/51/150, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (17.10.2016) .
[490] Burger, H., Heimatrecht, 147.
[491] Ebd., 147.

Auf eine ähnliche Biographie wie die meines Vaters Alfred stößt man in der Person des etwas jüngeren Heinrich Zwecker. Als einziges Kind jüdischer Einwanderer bzw. Kriegsflüchtlinge aus Czernowitz wurde er im Jahr 1928 in Wien geboren.[492] Sein Leben folgt einigen parallelen Spuren zu Alfreds Lebensweg.[493] Ich konnte Heinrich Zwecker im Februar 2016 in Barcelona besuchen und mit ihm ein Interview über seine Kindheit in Wien und seine Flucht nach Uruguay führen.[494] Er kann sich noch an einige Familienbesuche als Kind in Czernowitz erinnern; die Verbindung zu der Heimatstadt der Eltern, die nach 1918 in Rumänien lag, blieb während der Ersten Republik aufrecht. Dabei soll er sich dort nie wohl gefühlt haben, er konnte sich mit dieser Stadt und ihren zumeist „ruthenisch" sprechenden Menschen – so Heinrich – nicht anfreunden, nur die Juden hätten Deutsch oder Jiddisch gesprochen. Heinrichs Großvater und andere Angehörige seiner großen Familie waren während des Ersten Weltkriegs in Czernowitz geblieben. In der Zeit des Nationalsozialismus konnte sich nur die Hälfte der Familie durch Flucht und Auswanderung retten, die andere Hälfte ist gewaltsam und ohne Nachricht aus Heinrichs Leben verschwunden. Insbesondere konnte sich er an einen Onkel namens Willi, den Bruder seiner Mutter erinnern, der der Familie nach dem ‚Anschluss' in Österreich im Jahr 1938 gefälschte rumänische Pässe verschaffen konnte. Mit diesen Reisepässen, ohne den ansonsten in den österreichischen Pässen abgestempeltem ‚J', und mit viel Glück konnten die Eltern Heinrichs mit ihm über Deutschland nach Frankreich fliehen. Nach der Internierung in französischen Flüchtlingslagern konnte Heinrich mit seiner Mutter schließlich nach Spanien weiterfliehen und von dort im Jahr 1941 nach Uruguay auswandern.[495]

Heinrich Zwecker wuchs im dritten Bezirk Wiens in der Nähe der Fasangasse auf. Er ging in eine öffentliche Schule; in seiner Klasse bestehend aus ca. 30 Buben waren fünf bis sechs jüdische Kinder. Seine Spielkameraden waren „zumeist oder zur Gänze" auch jüdischer Konfession. In der Zeit des katholischen Ständestaates mussten die jüdischen Schüler täglich aufrecht stehen und still bleiben, während die restlichen Kinder das allmorgendliche und verpflichtende „Vaterunser" um acht Uhr früh vor Unterrichtsbeginn beteten. Der damals

[492] Heinrich Zwecker, geboren am 17. Mai 1928 in Wien, lebt seit 1965 in Barcelona, derzeit in einem Altersheim.
[493] Alfred und Heinrich lernten sich in ihrem uruguayischen Exil als Junggesellen in den 1950er Jahre kennen, in einer der mehr oder weniger zionistischen Gruppierungen, die von deutschen und österreichischen Juden und Jüdinnen in Uruguay ins Leben gerufen wurden. Alfred Rudich wurde Architekt, Heinrich Zwecker Bauingenieur; sie waren sich also biographisch und beruflich sehr nahe. Im Juni 1973 wurde nach einem rechten Militärputsch ein diktatorisches Regime in Uruguay eingeführt. Kurz danach wanderte mein Vater Alfred mit unserer Familie nach Stuttgart aus; ein Jahr später zogen wir weiter nach Barcelona. Heinrich war ca. zehn Jahre vorher mit seiner Frau in die Schweiz und 1965 ebenfalls nach Barcelona gezogen. So kreuzten sich in den 1970er Jahren wieder Alfreds und Heinrichs Wege.
[494] Interview mit Heinrich Zwecker am 21.2.2016 in der Clinica Bonanova, Barcelona.
[495] Heinrichs Vater war kurz zuvor an Herzversagen gestorben. So wie Heinrichs Großvater unter dem nationalsozialistischen Terror in Czernowitz umgekommen war, ist sein Onkel Willi später von den Sowjets in den 1940er Jahre aus Czernowitz verschleppt worden. Heinrich und seine Mutter haben nie wieder von ihm gehört.

zehnjährige Heinrich nahm erst nach dem ‚Anschluss' eine „radikale" Veränderung in der Umgangsform der nichtjüdischen Bevölkerung gegenüber Juden wahr. Antisemitische Anfeindungen und Gewaltausbrüche gegen Juden auch in der Schule, unter anderem in Form von „bullying" (Drangsalieren) von mehreren Schülern gegen einzelne Schwächere, traten nun immer öfter zutage, auch in seiner Klasse. Der von Heinrich als gutmütig beschriebene Klassenvorstand konnte dagegen nicht ankommen. Die Eltern von Heinrich bewegten sich in einem gemischten, sozialen Milieu, das nicht nur aus jüdischen Personen bestand. Dabei kam der Vater aus einer sehr religiösen Familie; dieser hätte jedoch „aufgrund der Geschehnisse den Rest seines religiösen Glaubens verloren", so Heinrich. Er konnte sich noch an einem bitteren, ironischen Witz erinnern, den sich die erwachsenen Juden und Jüdinnen nach dem ‚Anschluss' erzählten: „*Was ist der Unterschied zwischen einer Straßenbahn und Österreich? Außen rot-weiß-rot, innen braun, hinter dem ‚Führer' stehen ein paar Leute, und alle anderen sitzen!"* Die sitzende Mehrheit repräsentierte also den Großteil der nicht jüdischen Bevölkerung, die sich aus allem heraushalten und nichts wissen wollte.

Heinrichs Eltern seien nach seiner Auffassung ca. „70% österreichisch" gewesen, „mit einem kleinem Prozentsatz jüdischer Identität"; die bukowinische Herkunft hätte dabei keine Rolle mehr gespielt. In seinen Augen galten die Juden aus der Bukowina nicht als die klassisch benannten ‚Ostjuden', die eher aus Galizien stammten und als solche in der Stadt viel sichtbarer waren.[496] Da seine Familie nicht so stark in der jüdischen Tradition verwurzelt gewesen sei, hätte sie keine Ausgrenzung gespürt. Heinrich empfand sich selbst während seiner Kindheit als „100% österreichisch".[497] Nach wie vor identifiziert er sich mit seiner Herkunft aus Wien, wenn auch zwiespältig: „Noch heute spüre ich eine Wut gegen Österreich, etwa wenn ich alljährlich im Fernsehen das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker sehe […] – ich spüre wütend, dass mir etwas weggeraubt wurde!"[498]

[496] Laut Eleonore Lappin wollten die „Kinder aus ‚traditionellen' Familien sich und ihre Eltern bewusst vom rückständigen orthodoxen Zuwanderern aus dem Osten und den Chassidim in Wien abgrenzen", vgl. Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 19.
[497] Viktor Heinrich David (geb. 1921), ein weiterer Wiener Jugendfreund meines Vaters und Heinrichs aus dem uruguayischen Exil, sah sich ebenfalls selber als „österreichischer Bürger jüdischer Herkunft, assimiliert und integriert", zitiert nach: Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 35.
[498] In den letzten Jahren fühlte er sich nicht wirklich als Wiener, sondern viel mehr als Tourist, wenn er auf Besuch nach Wien kam.

VIII.5 Zwischen Assimilation und Tradition

In den Aussagen Heinrich Zweckers kommt die Identität einer assimilierten, jüdischen Kleinfamilie mit bukowinischer Herkunft aus einer bürgerlichen Mittelschicht im Wien der Zwischenkriegszeit zum Vorschein, so wie er diese aus seiner eigenen Wahrnehmung nachzukonstruieren vermag. In ähnlicher Weise kann über die Identität der Kleinfamilie Rudich und vieler anderer Familien des jüdischen Kleinbürgertums gedacht werden. Einige jüdisch-bukowinische Wesenszüge waren zwar noch vorhanden gewesen, doch trat das ‚Österreichische' als Identifikationsangebot bei weitem stärker hervor. Eine Identifikation mit österreichischer Kultur als Folge beabsichtigter Assimilation und Akkulturation stand im Vordergrund der individuellen Empfindung. Man distanzierte sich bewusst vom strenggläubigen Ostjudentum, was insbesondere für assimilierte Juden aus der Bukowina, vor allem aus Czernowitz, eine gewohnte Übung gewesen sein muss. Doch ein Mindestmaß an Einhaltung jüdischer Traditionen und an jüdischem Selbstverständnis blieb neben alldem noch bestehen, etwa in der Form der bereits erwähnten ‚Drei-Tage-Juden', wie es mit großer Wahrscheinlichkeit die Zweckers und auch die Rudichs waren. Laut Eleonore Lappin schwingt bei den meisten Wiener Jüdinnen und Juden auch ein „Zugehörigkeitsgefühl zum Judentum" mit, wenn sie sich in ihren Erinnerungen an die Zwischenkriegszeit als „assimiliert" bezeichnen.[499] Immerhin handelte es sich nicht um Juden, die sich taufen ließen, was eine höhere Stufe der Assimilation und eine eindeutige Distanzierung von den jüdischen Traditionen bedeutet hätte.

Heinrich Zwecker ärgert sich heute sehr bei der Lektüre von Stefan Zweigs autobiographischem Werk ‚Die Welt von Gestern'. Insbesondere stören ihn die Aussagen, wo die starke Assimilation des damals jungen Autors hervorsticht. Als Abkömmling einer sehr reichen Familie, die schon seit zwei Generationen in Wien integriert war, wäre Stefan Zweig laut Zwecker „nicht nur assimiliert, sondern ultra-assimiliert" gewesen und hätte aufgrund seiner jüdischen Herkunft sogar „gelitten". Freilich liegt zwischen den jungen Jahren Zweigs und der heutigen, heftigen Kritik Heinrich Zweckers die Erfahrung des Nationalsozialismus und der Shoah, welche die Juden durch die äußere Zuschreibung und das geteilte Schicksal in ihrem jüdischen Bewusstsein auf schmerzvolle Weise bestärkt haben mögen. Es lässt sich im Allgemeinen fragen, inwieweit ‚halb-assimilierte' oder ‚Drei-Tage-Juden' sich in der Zwischenkriegszeit über ‚ganz', ‚ultra-assimilierte' oder getaufte Juden empört haben. Womöglich betrachteten sie diese mit einer gewissen Indifferenz, ganz anders als die Kritik seitens der Orthodoxen oder Zionisten in der jüdischen Gemeinde. Vorgreifend auf die Nachkriegszeit soll hier andererseits bemerkt werden, dass die Erfahrung der Shoah, der Flucht und Vertreibung durch den Nationalsozialismus neben

[499] Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 18.

der erwähnten Verstärkung jüdischer Identität auch eine andere, mitunter entgegengesetzte Reaktion bei vielen Betroffenen bewirkt hat. So wie Heinrich von der Abkehr der Religiosität seines Vaters berichtete, so wendeten sich nach den traumatischen Erlebnissen viele junge Juden noch stärker von den jüdischen Traditionen ab. Dies kam vor allem in der Generation meines Vaters und Heinrichs zum Tragen.[500] Einige bereuten später diese Distanzierung und versuchten, etwas von der Religion und den jüdischen Traditionen ihren eigenen Kindern wieder näher zu bringen.[501] So lassen sich mehrere Fälle in der dritten Generation finden, die sich stärker ihrer jüdischen Wurzeln gewahr werden und auch der jüdischen Spiritualität zuwenden.[502]

Die Generation meines Vaters, die in Österreich geborenen Kinder eingewanderter Juden aus der Bukowina oder anderen Teilen der alten Monarchie hatten keine emotionale Rückgriffsmöglichkeit mehr auf das alte Kaiserreich als nostalgisch verklärten Rettungsanker im Sturm ihrer möglichen Orientierungslosigkeit. Ihre geographisch-emotionalen Wurzeln lagen in Österreich, einem Land, das während ihrer ersten Exiljahre nicht mehr als eigener Staat bestand. Zudem hatte ein Großteil der nicht jüdischen Bevölkerung sie und ihre Familien von ihrer Heimat abgewiesen oder zumindest ihre Vertreibung mit Indifferenz gutgeheißen, wenn nicht sogar aktiv daran mitgewirkt. So „raubten die Nationalsozialisten den Wiener Jüdinnen und Juden neben vielen anderen diese selbstverständliche Wiener Identität".[503] Woran konnten sich diese jungen, österreichischen Juden und Jüdinnen noch festhalten? Ein kulturell wichtiger Bezugspunkt scheint für manche von ihnen die klassische Wiener Musik gewesen zu sein. So spricht Heinrich Zwecker vom alljährlichen Neujahrskonzert als seinem regulären und emotionalen Bezug zu seiner alten Heimatstadt Wien. Viktor Heinrich David, ein weiterer Wiener Jugendfreund meines Vaters aus dem uruguayischen Exil, „zog seine Söhne in Uruguay […] ohne religiöses Bekenntnis, aber mit viel Musik auf".[504] Für meinen Vater, der wie eingangs erklärt, nie über seine vergangene Kindheit in Österreich ein Wort verlor, war der Genuss von klassischer Musik eine Art Religionsersatz, wie er es oft selber ausdrückte. Indem er den ganzen

[500] So war auch die Einstellung des sechs Jahre älteren Bruders von Alfred, meines Onkels Sigurt, der eine stark assimilierte, deutsche Jüdin heiratete. Er ließ seine drei Söhne ohne das Wissen seiner Eltern in Argentinien taufen. Im Jahr 1996 missbilligte er auch eine jüdisch-religiöse Zeremonie beim Begräbnis meines Vaters, die laut seiner Meinung dem säkularen Wesen seines Bruders nicht entsprochen hätte.
[501] Federico Brill, ein anderer österreichisch-jüdischer Jugendfreund meines Vaters und Heinrichs, erzählte meiner Mutter Angelina Rudich kurz nach dem Ableben Alfreds über die inneren Konflikte bei ihm und seiner Frau, die sich aus der Distanzierung von der Religion und den Traditionen ergeben hatten.
[502] Auch die Kinder Zweckers gingen für eine Zeitlang nach Israel. Als weiteres Beispiel seien hier die Töchter zweier Sephardim-Schwestern aus der Generation meines Vaters in Uruguay erwähnt. Als Mitglieder zionistischer Gruppen in den 1950er Jahren in Uruguay hatten sie die Idee der ‚Alija', der Auswanderung nach Israel, verworfen und sich in Uruguay bzw. in Chile ein halbwegs gutes Leben eingerichtet. Ihre Töchter entschieden sich aber im Erwachsenenalter für die Auswanderung mit ihren Familien nach Israel, obwohl sie in Südamerika bereits eine gute Existenzbasis hatten: nach einem Interview mit Eleonore Pessaj am 4.2.2016 in Montevideo, Uruguay.
[503] Lappin, E., Jüdische Lebenserinnerungen, 20.
[504] Ebd., 18.

Tag zuhause ununterbrochen unter anderem Joseph Haydns, Franz Schuberts und sehr viel von W. A. Mozarts Musik hörte, brachte er uns auf seine Art etwas von der Wiener Kultur und damit ein Stück seiner alten Heimat näher.

IX. SCHLUSSBEMERKUNGEN

Aus dem in den vorigen Kapiteln Erwähnten lassen sich einige Erkenntnisse gewinnen, wobei mir die vorsichtige Verwendung der Konjunktivform bei der Darlegung einiger Schlussfolgerungen am geeignetsten erscheint. Es kann die berechtigte Frage aufgeworfen werden, welchen wissenschaftlichen Wert eine Arbeit hat, die keine eindeutige Aussagen zu treffen wagt oder aus welcher keine klaren Erkenntnisse herausgearbeitet werden können. Diese Uneindeutigkeit ergibt sich einerseits zum Teil aus dem lückenhaften Quellenmaterial, andererseits aus der behandelten Thematik im Allgemeinen, nämlich »Identität«. Wie bereits im theoretischen Teil erörtert, lässt sich dieses Konzept weder für das Individuum noch für ein Kollektiv eindeutig festmachen, noch lassen sich Identitätsmuster von einzelnen Menschen retrospektiv klar beschreiben. Ausgehend von der Prämisse, dass der Identitätsbegriff ständig im Wandel ist und dass die Be- und Zuschreibung von Identität(en) im Prinzip eine mehr oder weniger bewusste ‚Konstruktion' ist, wäre es ein unehrlicher Widerspruch, aus dem Gesagten eindeutige Erkenntnisse mit Wahrheitsanspruch zu postulieren. Folgerichtig werden hier aus einem wissenschaftlichen Anspruch von Ernsthaftigkeit verschiedene Varianten oder Variablen als Möglichkeiten in den Raum gestellt, wenn es darum geht, Menschen in ihrer individuellen Selbstempfindung und sozialen Verortung innerhalb eines mentalitätsgeschichtlichen Rahmens zu beschreiben. Da es sich bei der vorliegenden Arbeit um die Biographie meiner eigenen Vorfahren handelt, ist diese zum Teil eine sehr persönliche, autobiographische Arbeit, deren wissenschaftlicher Wert auch darin bestehen kann, dieselbe als Zeugnis eines direkten Nachfahren zu betrachten.

IX.1 (Vorsichtige) Mutmaßungen

Wenn in der Historiographie die Rede von den ‚ostjüdischen' Flüchtlingen des Ersten Weltkriegs ist, dann werden als ihre Herkunft in einem Zug Galizien und die Bukowina erwähnt.[505] Wenn mit diesen Flüchtlingen die konservativ-orthodoxen und zumeist sehr armen Juden und Jüdinnen gemeint sind, bezieht sich diese Bezeichnung im Konkreten jedoch eher auf Menschen aus Galizien, die zumeist stärker in der jiddischen Kultur und den Traditionen verhaftet waren als viele der bukowinischen Juden und Jüdinnen. Letztere wandten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunehmend der deutschen Sprache und Kultur zu, vor allem wenn sie aus kleinen Dorfgemeinschaften in größere Gemeinden und insbesondere nach Czernowitz zogen. Das

[505] Man sucht meistens vergeblich nach einer Differenzierung zwischen diesen ehemaligen Kronländern der Monarchie im äußersten Osten des Kaiserreiches.

kulturelle Leben der jüdischen Gemeinde in der Hauptstadt der Bukowina orientierte sich an der Haupt- und Residenzstadt des Kaiserreiches, Wien. Daher lässt sich oft die Bezeichnung der ‚Buko-Wiener' vor allem für die assimilierten Juden aus Czernowitz finden, zu denen mit großer Wahrscheinlichkeit die Familie meiner Großmutter Serafine und mein Großvater Wolf Rudich gehörten. Als sie nach Wien kamen und als Kriegsflüchtlinge vom Staat betreut und unterstützt werden mussten wie viele andere ostjüdische Zuwanderer, versuchten sie sich von der strenggläubigen jüdischen Gemeinschaft abzugrenzen, um sich vermutlich dem Stigmatisierungskreis zu entziehen. Daher zogen sie sehr bald aus dem 2. Wiener Gemeindebezirk aus, wo die meisten religiösen Juden wohnten, und wählten in den folgenden Jahren eher untypische Wohngegenden für die jüdische Bevölkerung aus. Dies kann als Zeichen einer beabsichtigten Akkulturation bzw. einer weitergehenden Assimilation in die österreichische Gesellschaft gedeutet werden, die schon in Czernowitz ihren Anfang genommen hatte. Die Wahl der Wohnungen könnte allerdings auch mit dem bloßen Faktum erklärt werden, dass es sich um die billigsten oder schönsten Wohnungen gehandelt hat, die zur Auswahl standen.

Die Verbindung zu Czernowitz bestand während des Krieges und auch danach, als Marie König dorthin zurückkehrte, während ihre verheiratete Tochter Serafine mit ihrem Gatten Wolf und ihr ältester Sohn Max sich in Wien niederließen. Das Umsiedeln in die österreichische Hauptstadt bedeutete für die Juden aus Czernowitz trotz aller kulturellen Affinitäten eine große Umstellung in mehrerer Hinsicht. Abgesehen vom zwanzigfachen, demographischen Größenunterschied zwischen der Provinzhauptstadt und der kaiserlichen Residenzstadt war die Bevölkerungsstruktur in Wien anders als in Czernowitz, wenn auch beide Städte durch die Existenz unterschiedlicher Volksgruppen multikulturell geprägt waren. In Czernowitz war die jüdische Volksgruppe die größte unter den fünf wichtigsten Ethnien der Stadt, die Juden waren somit eine Mehrheit unter den Minderheiten und hatten in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg eine starke politische und gestalterische Präsenz. Dementsprechend kann ein starkes Selbstbewusstsein jüdischer Identität gepaart mit einem Zugehörigkeitsgefühl zur multiethnischen Bukowina und mit einem Bekenntnis zur deutschen Sprache und Kultur bei den assimilierten Juden aus Czernowitz vorausgesetzt werden. In Wien war die jüdische Gemeinschaft dagegen eine Minderheit, die gerade durch die Ankunft vieler ostjüdischer, verarmter Kriegsflüchtlinge immer stärker antisemitischer Hetze und Diffamierungen ausgesetzt wurde. Die von den etablierten politischen Kräften versuchte Verhinderung der Einbürgerung ostjüdischer Flüchtlinge am Beginn der Ersten Republik stellte eine der konkreten, größten

Herausforderungen und Hindernisse auf dem beabsichtigten Weg des Bekenntnisses zum deutsch-österreichischen Staat und des Willens zur Akkulturation dar.

Juden und Jüdinnen aus der Monarchie hatten keine eigene, geographisch gemeinte ‚Nation', mit der sie sich hundertprozentig identifizieren konnten; abgesehen von Zionisten und Bundisten standen die Assimilierten zum Großteil abseits des verstärkten Nationalismusdiskurses. Ihre Loyalität galt dem multiethnischen Kaiserreich; deshalb war für sie das Ende der Monarchie, die Eingliederung in einen neuen, nationalen Staat, dessen Diskurs auf eine einheitliche Identität abzielte, eine weitere, schwer zu bewältigende Umstellung. Die gewaltsame Vertreibung meiner Großeltern aus ihrem Herkunftsort, das Dasein als bedürftige und oft angefeindete Kriegsflüchtlinge und die schwierige Optierung für die österreichische Staatsbürgerschaft im Kampf gegen alle behördlichen Hürden können als „psychosoziale Krisenerfahrungen" gedeutet werden, die in ihrer persönlichen und sozialen Selbstwahrnehmung psychische Spuren hinterlassen haben mögen.[506] Der ‚Verlust der Heimat' durch die neugezogenen, nationalen Grenzen und durch die Konfrontation mit einer behördlichen Verhinderungs- und Verzögerungspolitik wurde zu einem offiziellen Tatbestand, der den Heimatlosen ‚den Boden unter den Füßen' in psychischer und materieller Hinsicht entziehen konnte.

So kann es auch bei meinen Großeltern zu Verschiebungen ihrer individuellen Identität gekommen sein. Es scheint, dass sie sich in Wien vom Judentum und von der jiddischen Kultur distanzierten, wenngleich sie weiterhin Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde waren und als ‚Drei-Tage-Juden' an den grundlegenden jüdischen Traditionen und Festtagen hielten. Es kann an dieser Stelle nicht gesagt werden, inwieweit sie soziale Kontakte zu Wienerinnen und Wiener pflegten, die keine Juden waren. Mit größerer Wahrscheinlichkeit standen sie in engerem Kontakt vor allem mit anderen jüdischen Menschen, die ähnlich wie sie assimilierte ‚Drei-Tage-Juden' waren und vielleicht auch ihre biographischen Wurzeln in der Bukowina hatten. Sie mögen sich an das Leben in Wien gewöhnt haben und sich allmählich mit dieser Stadt und der österreichischen Lebensart im Alltag identifiziert haben; ihre wieder erlangte Sesshaftigkeit und ihre gefestigte finanzielle Lage haben sicherlich zu einer weitreichenden Integration beigetragen. Angesichts des antisemitischen Klimas in Wien während der Zwischenkriegszeit können andererseits diverse Vermutungen angestellt werden, wie sich die ständigen Anfeindungen auf ihre Identität als Juden und als ‚alte' und neu eingebürgerte ÖsterreicherInnen ausgewirkt haben mögen. Indem sie politisch nirgendwo engagiert oder involviert waren, an jüdischen Traditionen nicht so stark festhielten und sich zumindest äußerlich von Nichtjuden kaum unterschieden,

[506] Straub. J., Personale und kollektive Identität, 75.

fühlten sie sich möglicherweise von den antisemitischen Äußerungen in der Gesellschaft nicht direkt angesprochen oder versuchten diese zu ignorieren. Da sie in ihrem Leben den verbalen Antisemitismus bis zu einem gewissen Grad gewohnt waren, maßen sie diesem vermutlich eine Zeitlang lang kein allzu großes Gefährdungspotenzial bei. Doch durch die Zunahme der antisemitischen, nicht nur verbalen Auswüchse in den 1930er Jahren, das Aufkommen des antijüdischen, klerikalen Austrofaschismus und schließlich den ‚Anschluss' durch die Nationalsozialisten im März 1938 wurden auch sie durch die äußere Zuschreibung, Absonderung und Stigmatisierung wieder mit ihrer jüdischen Identität auf eine ungewollte Art konfrontiert. Die Reaktion der Vertriebenen konnte sich in zwei entgegengesetzte Richtungen bewegen: entweder eine weitere Distanzierung von den eigenen jüdischen Wurzeln und Traditionen oder ein stärkeres Rückbesinnen auf die Zugehörigkeit zum Judentum als Schicksalsgemeinschaft.

Für die zweite Generation der assimilierten Bukowiner Juden, die schon in Wien geboren wurden und in dieser Stadt ihre Kindheit hatten, stellte sich die Situation ihrer Identität anders als bei ihren Eltern da. Sie hatten kaum einen persönlichen Bezug zur Bukowina, noch hatten sie die Erinnerungen an bessere Tage aus der alten Monarchiezeit. Die Generation meines Vaters Alfred identifizierte sich mit dem neuen Staat Österreich und mit seiner Kultur. Für die Kinder von bereits assimilierten Juden schien der Prozess der Assimilation auf einer natürlichen Art eine Stufe weiter gegangen zu sein. Zwar war das Bewusstsein über die jüdische Herkunft vorhanden, doch dieses schien zweitrangig zu sein: An erster Stelle stand ein Selbstempfinden als WienerIn und als österreichische/r StaatsbürgerIn. Als sie nach dem ‚Anschluss' ihrer staatsbürgerliche Rechte beraubt wurden und sowie ehemals ihre Vorfahren ebenfalls zu verfolgten Heimatlosen wurden, hatten viele von ihnen nachher ein zwiespältiges Verhältnis zu ihrer alten österreichischen Heimat.

Erinnerungen sind oft die Stützen, welche die Brücke zur Vergangenheit bilden und damit eine Kontinuität zur Bewahrung von Identitätsmustern herstellen können. In derselben Form kann die bewusste Verdrängung dieser Erinnerungen einen Bruch mit bestimmten Identitäten beabsichtigen. Als Folgegeneration von Juden, welche ihre persönliche Verortung bereits einmal verloren hatten, mag sich das Empfinden des plötzlichen, eigenen Verlustes für die Söhne und Töchter als eine starke Orientierungslosigkeit ausgewirkt haben. Da sie anders als ihre Eltern keine emotionalen Rückgriffsmöglichkeiten auf das alte Kaiserreich hatten, distanzierten sich einige von ihnen noch stärker von ihrer Vergangenheit und auch von ihrer jüdischen Religion. Eine Form der Bewahrung der positiven Gefühle gegenüber ihrem Herkunftsland bestand bei

manchen im Weiterpflegen und im Genuss der österreichischen und deutschen Kultur, insbesondere der klassischen Musik aus Österreich.[507]

IX.2 Flucht und Identität gestern und heute

Im Folgenden möchte ich einige allgemeine Bemerkungen zum Thema Flucht und deren Auswirkungen auf Identität machen, die sich sowohl aus der erfolgten Untersuchung als auch aus dem Vergleich mit dem aktuellen politischen Geschehen in Europa ergeben. Gewiss gibt es Unterschiede zwischen der aktuellen Flüchtlingsbewegung aus dem Nahen Osten und den jüdischen Flüchtlingen des Ersten Weltkriegs aus dem Osten der k.k. Monarchie, die nach Wien kamen. Doch in der Reaktion der Bevölkerung, in der allgemeinen Verunsicherung angesichts der Sichtbarkeit fremdartiger Kultur in der Stadt und in der populistisch-politischen Verwertung dieser Angst können einige Parallelen gezogen werden. Immer wieder stellt die plötzliche Anwesenheit vieler gestrandeter Flüchtlinge die Gesellschaft vor eine große sozialpsychologische Herausforderung. Der öffentliche Diskurs konzentriert sich massiv auf die Flüchtlingsproblematik, die als Hauptsorge der Bevölkerung alles andere in den Schatten stellt. Demzufolge erfüllen die ‚fremden' Notbedürftigen allzu leicht die Rolle des Sündenbocks für allfällige, gravierende Probleme. Abgesehen von allen wirklichen Herausforderungen, die Immigration für eine Gesellschaft etwa auf dem Arbeitsmarkt mit sich bringen kann, scheint die drohende Veränderung einer kollektiven Identität auch eine existenzielle Grundsorge zu sein. Die vergleichende Sicht über unterschiedliche Flucht- und Migrationsbewegungen entlang einer längeren Zeitachse mit deren integrativer Problematik und – positiven wie negativen – Folgen könnte im Sinne einer Verhinderung schon da gewesener Fehlentwicklungen fruchtbringend werden.

Flüchtlinge konnten in ihren Herkunftsländern den Missständen und der Gewalt keinen Widerstand leisten und mussten infolgedessen fliehen, um ihr Leben zu retten. Ein Teil der sozialen Außenwahrnehmung interpretiert ihre Flucht als Zeichen von Schwäche. Zwar ist die Flucht an sich keine Auswirkung und auch kein Ausdruck von Schwäche. Doch die Auswirkungen von Flucht machen die Betroffenen schwach, denn sie bedürfen der Hilfe und der Fürsorge und werden damit äußerst verwundbar in fremden Gesellschaften. Gleichzeitig formiert sich Widerstand gegen die Sozialbedürftigen, denn die sichtbare Gegenwart von Schwäche und

[507] An dieser Stelle möchte ich nochmals betonen, dass es mir selbstverständlich fern liegt, mit diesen konkreten Aussagen einen unmöglichen, verallgemeinernden Wahrheitsanspruch zu stellen. Denn gegebenfalls könnte es auch ganz anders gewesen sein.

Armut des Anderen wird als Bedrohung für den Erhalt des eigenen Wohlstands empfunden.[508] Es geht eine Spaltung durch die Gesellschaft: in einem Extrem gibt es Menschen, die sich durch Empathie mit den Hilfesuchenden solidarisieren und in der Flüchtlingsbetreuung engagieren; im anderen Extrem gibt es soziale Kreise, die aus Angst vor dem Fremden und vor Armut aktiv gegen die Anwesenheit der Flüchtlinge polemisieren und weitere Angst schüren. Unter diesem angespannten, sozialpsychologischen Klima erlebten fremdartig aussehende Erste Weltkriegs-Flüchtlinge aus dem äußersten Osten der Monarchie Ablehnung und Verachtung in ihrer neu erhofften Heimat Wien. Sie fühlten sich dadurch in doppelter Weise abgestoßen und sahen sich mit einem Verlust ihrer geographischen und sozialen Verortung konfrontiert. Es ist nachvollziehbar, dass dieses Erleben Konflikte und Brüche in ihrem eigenen Selbstempfinden in Bezug auf eine oft verlorene, kollektive Identität bewirkte.

Flucht bewirkt bei den Betroffenen eine dramatische Instabilität ihrer menschlichen Existenz, viele werden mit dem Gefühl der Stigmatisierung konfrontiert. Dabei bedarf Flucht oft einer fast übermenschlichen Anstrengung, wofür viel Kraft, Geduld und Ausdauer vonnöten sind. Aus einer vermeintlichen Schwäche kann damit auch eine Stärke werden. Behilflich kann dabei das Teilen desselben Schicksals mit anderen Personen sein, wodurch wiederum Merkmale einer kollektiven Diaspora-Identität bei ehemaligen Flüchtlingen, die sich in ihrer Fluchtdestination treffen, entstehen können. Es ist die Frage zu stellen, inwieweit solch kollektive Identitäten natürlich gewachsen sind oder ob diese durch gezielte Absonderung aus der Aufnahmegesellschaft und Hervorhebung von gemeinsamen Charakteristiken bis zu einem gewissen Grad konstruiert oder unterstützt werden. Unterschiedliche, zumeist ‚nationale' Vereine werden als Brückenfunktion zwischen Herkunftsort und Fluchtdestination in diesem Sinn gegründet, damit ihre Mitglieder die Identifikation mit ihrer ursprünglichen, kollektiven Identität pflegen und aktiv erhalten. Dabei entwickeln sich bei den meisten Diaspora-Menschen bald neue Identitäten, die notwendigerweise von der Aufnahmegesellschaft mehr oder weniger geprägt werden. Es gibt verschiedene Varianten, wie ehemalige Flüchtlinge auf solch äußere Einflüsse reagieren. Einige wehren sich ihr Leben lang dagegen, indem sie etwa die Sprache des Landes absichtlich nicht lernen oder in ihrer Freizeit den Kontakt nur mit Menschen aus ihrer eigenen Herkunft bevorzugen. Andere dagegen distanzieren sich von ihren LandesgenossInnen und den nationalen Vereinen, versuchen die Landessprache so schnell wie möglich zu lernen, um

[508] Insbesondere mangelt es in der Regel jenen Menschen an Empathie für das Schicksal von flüchtenden Menschen, wo weder sie selbst noch ihre Vorfahren diese Erfahrung gemacht haben. Andere mögen zwar in ihrer Familienumgebung ähnliche Biographien von Flucht und Vertreibung gekannt haben, doch die Ansicht ähnlicher Schicksalsfälle kann auch für sie verstörend wirken und negative Reaktionen verursachen.

sich rasch in der neuen Gesellschaft zu integrieren.[509] Zwischen diesen beiden extremen Haltungen gibt es unterschiedlich hybride Einstellungen, die sowohl die Identifizierung mit kulturellen und sozialen Parametern der neuen Gesellschaft als auch mit bestimmten Werten der Herkunftskultur erlauben.[510] Jedenfalls kann von einer konkreten, festgelegten Identität, sei es die personale oder die kollektive, nicht gesprochen werden, da diese stets im Fluss und wandelbar ist, was insbesondere und verstärkt bei Menschen mit Migrationshintergrund gelten mag.

Im Jahr 2015 war traurigerweise „Flüchtling" wahrscheinlich das Wort des Jahres in der öffentlichen Wahrnehmung. Wenn auch die Tragödie der Flüchtlinge weltweit nach wie vor nicht nur vorhanden ist, sondern immer dramatischer wird, scheint eine Abgestumpftheit in der europäischen Gesellschaft und in den westlichen Medien diesbezüglich Platz genommen zu haben. Im Jahr 2016 könnte dagegen ‚Identität' das (Un-)Wort des Jahres werden, das in der Öffentlichkeit allgegenwärtig erscheint. Freilich ist der Identitätsdiskurs nicht neu: „Die Suche nach Identität ist eine Insigne unserer Zeit", schreibt Caroline Hornstein Tomic, eine Folge der Modernisierung und der Zunahme von Beweglichkeit schon seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[511] Doch nun erleben wir einen verstärkten Diskurs infolge der jüngsten, großen Flüchtlingsströme, Wanderbewegungen und der Entstehung neuer Diaspora-Gesellschaften in den nördlichen und westlichen Industrieländern. Auch der wiederkehrende Nationalismus und die religiösen Kontroversen um den Islam in Europa können als Folge davon gesehen werden, was wiederum den Begriff von ‚Identität' in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion rückt. Es scheint im ‚Trend' der Zeit zu sein, über personelle und kollektive Identitäten zu reden, aus einem populistischen Identitätsdiskurs politisches Kleinkapital zu schlagen, avantgardistische Kunstprojekte mit dem Identitätsbegriff zu verknüpfen oder sogar Markenwerbung damit zu verbinden.[512] Dieses Wort hat Hochkonjunktur mit einer anscheinend starken Anziehungskraft, es wird immer häufiger medienwirksam und undifferenziert eingesetzt. Dabei kann der Gebrauch des Begriffes mit seinen „unkontrollierbaren Konnotationen"[513] in seinen sozialpsychologischen Auswirkungen auch gefährlich werden. Die zur Zeit vielleicht extremste Form der politischen Auslegung lässt sich bei den selbsternannten ‚Identitären' finden, eine europaweite, rechte, xenophobe und islamophobe Bewegung. Schon die Namensgebung deutet auf eine gezielte

[509] Diese ‚dissidente' Haltung wird in Extremfall als eine Art von ‚Apostasie' in Bezug auf den – fast religiösen – nationalen Charakter der extremen Nationalgesinnten zumeist missbilligt.
[510] Vgl. Hornstein Tomić, C., 419: sie spricht hier von „bilokaler kultureller Identität".
[511] Ebd., 416.
[512] Als eines von vielen Beispielen sei etwa die Werbung einer deutschen Reitbekleidungsfirma namens „Ridentity" in den Wiener U-Bahn Stationen genannt: vgl. http://ridentity.de (29.09.2016).
[513] Geschwill, T., Sprache und Identität, 49.

Manipulation des Begriffes, wohl wissend, wie stark das Konzept von Identität heutzutage in den Köpfen vieler verunsicherten Menschen fruchten kann.

Es ist zu hinterfragen, inwieweit es wirklich Sinn macht, über Identität zu reden. Weder individuelle noch kollektive Identität lässt sich von den empirischen Sozialwissenschaften quantifizieren; der Identitätsbegriff kann also weder als statistische Größe noch als konkretes Konzept festgemacht werden.[514] Dies gilt vor allem, was die Fremdzuschreibung von Identität betrifft. Hier kann wiederum die Frage aufgeworfen werden, ob die Zuschreibung von Identität, vor allem, wenn es sich um ein Kollektiv handelt, ein (oft politisch motivierter) bewusster Willensakt ist: „Ohne Wissen, Bewusstsein und Reflexion gibt es keine Identität", sagt Jan Assmann.[515] Vielleicht ist es nur sinnvoll aus einer Innenperspektive über Identität zu reflektieren, was den Diskurs in die Nähe der Psychoanalyse rücken würde, die sich vor allem mit Entstehungsprozessen des psychischen Individuums beschäftigt. Insofern könnte der Nachteil meiner subjektiven Befangenheit auch einen Vorteil bedeuten, da ich vielleicht nur aus meiner eigenen biographischen Perspektive Möglichkeiten der Entstehung variabler Identitäten bei meinen Vorfahren nachzukonstruieren vermag.[516] Aufgrund fehlender persönlicher Quellen über meine Großeltern bleiben dennoch viele der Ausführungen spekulativ.

Die Lebensgeschichte meiner jüdischen Großeltern mag für einen Großteil der nicht jüdischen Bevölkerung, die einen eher sesshaften und soliden Lebensverlauf entlang mehrerer Generationen gewohnt sind, außergewöhnlich erscheinen. Das Gegenteil ist der Fall, wenn diese Geschichte mit anderen Lebensabläufen jüdischer Familien verglichen wird, denn da gehört sie zur Norm und keineswegs zur Ausnahme. Viele jüdische Familien aus Österreich haben ihre Vorfahren in Galizien oder der Bukowina, andere im heutigen Tschechien, andere in Ungarn. Ihre Lebensläufe sind von steter Wanderung, ständigen Umzügen, Vertreibung, Flucht und Auseinanderfallen von Familienkonstellationen in unterschiedlichste geographische Richtungen gekennzeichnet. Infolgedessen wuchsen viele Juden und Jüdinnen mehrsprachig auf, erlebten eine natürliche Aneignung von Multikulturalität im Alltag und bewiesen ein erzwungenes oder gewonnenes Anpassungsvermögen, welches die fehlenden geographischen Wurzeln wettmachen sollte. Dieser kompensatorische Kosmopolitismus und das geteilte Gedenken an das Leid bilden

[514] Vgl. ebd.: Es gab in den letzten Jahren immer wieder Stimmen von SozialwissenschaftlerInnen, die dafür plädierten, den Begriff von Identität „aus dem theoretischen Vokabular gänzlich zu entfernen."
[515] Assmann, Jan, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1922, 130, zitiert nach: Straub, J., Personale und kollektive Identität, 97.
[516] Es ist dabei unausweichlich, dass die Identität meines Vaters, so wie ich sie in Erinnerung habe, eine Rolle spielt. Da ich die Lebensgeschichte meiner väterlichen Großeltern, die ich kaum gekannt habe, nachzufolgen versuche, ist notwendigerweise mein verstorbener Vater als ausschlaggebendes Verbindungsscharnier stets hinter meinen Gedanken vorhanden gewesen.

wesentliche Bestandteile innerhalb der Kommunikation in der jüdischen Diaspora, wodurch gemeinsame Wesenscharakteristiken von den Nachfahren der Vertriebenen identifikatorisch erlebt werden können. Es kann sich unter ihnen eine ausgeprägte Empathie für benachteiligte Minderheiten entwickeln, muss aber nicht. Es macht jedenfalls einen Unterschied für ein Mitglied einer Gesellschaft, ob es sich immer der sozialen Mehrheit oder einer – diskriminierten – Minderheit zugehörig empfunden hat. Solch eine Selbstwahrnehmung bedingt in der Regel prinzipielle Einstellungen und Toleranzkapazitäten gegenüber Fremdartigem. Es kann durchaus dagegen eingewendet werden, dass Menschen in der Diaspora auch in umgekehrter Form reagieren können. Mitglieder einer sozialen Minderheit streben oft einer raschen Assimilierung in der Mehrheitsgesellschaft zu, um der Diskriminierung zu entkommen. Im Extremfall verdrängen sie ihren eigenen Werdegang und sehen in der Unterstützung diskriminierender Haltung gegenüber neu zugekommenen Minderheiten eine Chance, ihre gelungene Integration und ihre Loyalität zum Gros der Gesellschaft unter Beweis zu stellen. Diese Haltung war auch häufig im assimilierten jüdischen Bürgertum Wiens gegenüber den orthodoxen, ostjüdischen Flüchtlingen aus dem Ersten Weltkrieg vorzufinden.[517]

Gesellschaft und Kultur sind nicht statisch, sondern immer Prozesse im Fluss, dem ständigen Wandel unterzogen. Wenn auch immer wieder bestimmte kulturelle Bezugspunkte festgemacht werden, an denen sich die Menschen festhalten können, um sich zu orientieren, so sind sie meistens nicht aus einem natürlichen Prozess heraus entstanden. Starre kulturelle Rahmenbedingungen werden oft in der Gruppe nur vorgegaukelt, damit gewisse geteilte Kanons den Zusammenhalt und gleichzeitig die gegenseitige Kontrolle ermöglichen. Doch jeder einzelner Mensch ist auch dem Wandel unterzogen, so können sich seine Wertvorstellungen verändern und an die jeweiligen Umstände anpassen. In ähnlicher Form kann sich eine Gesellschaft von innen und durch äußere Einflüsse im Laufe mehrerer Generationen verändern, auch ohne dass sich ihre Mitglieder darüber bewusst werden. Eine Abwehr dagegen scheint sinnlos zu sein. Wenn Migrationsströme aus einer fremdartigen Kultur ein Zielland erreichen, so verändert dies gleich einer chemischen Formel zumindest geringfügig, doch unumkehrbar das Kolorit der Kultur des Ziellandes. Dass dies negative Folgen haben soll, ist oft ein Argument der politischen Manipulation mit dem vorgeschobenen Trugbild einer immer gleichbleibenden Kultur und dementsprechenden Identität, die es so nicht geben kann, da Veränderung in diesem künstlichen, sozialen Gebilde dann ausgeschlossen wäre.

[517] Vgl. Hoffman-Holter, B., Abreisendmachung, 96f.

QUELLEN- UND LITERATURVERZEICHNIS

Bilbiographie:

Ackerl, Isabella, Der Phönix-Skandal, in: Jedlicka, L./Neck, R. (Hg.), Das Juliabkommen von 1936, Wien 1977, 241-279.

Adunka, Evelyn/Anderl, Gabriele, Jüdisches Leben in der Wiener Vorstadt – Ottakring und Hernals, Wien 2013.

Adunka, Evelyn/Lamprecht, Gerald/Traska, Georg (Hg.), Jüdisches Vereinswesen in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck 2011.

Assmann, Aleida/Friese, Heidrun (Hg.), Identitäten. Erinnerung, Geschichte, Identität 3, Frankfurt/M. 1999.

Assmann, Aleida, Der lange Schatten der Vergangenheit: Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006.

Bauer, Kurt, Diskrete Gebarung. Selbstherrliche Manager. Dubiose Geschäfte. Politiker, Beamte, Presseleute als „Spendenempfänger". Konkurs. – Über den Zusammenbruch des marktbeherrschenden Versicherungskonzerns Phönix: ein Finanzskandal der Ersten Republik, in: Die Presse – Spectrum, 6. Mai 2006, abrufbar unter: http://www.kurt-bauer-geschichte.at/(09.09.2016).

Botz, Gerhard/Oxaal, Ivar/Pollak, Michael/Scholz, Nina (Hg.), Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert, Wien 2002.

Beller, Steven, Was nicht im Baedeker steht. Juden und andere Österreicher im Wien der Zwischenkriegszeit, in: Stern, F./Eichinger, B. (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung, Wien-Köln-Weimar 2009, 1-16.

Besenböck, Oskar, Die Frage der jüdischen Option in Österreich 1918 -1921. Dissertation an der Universität Wien, 1992.

Brosch, Markus, Jüdische Kinder und LehrerInnen zwischen Hoffnung, Ausgrenzung und Deportation. VS/HS Kleine Sperlgasse 2a, 1938-1941, Diplomarbeit, Universität Wien 2012.

BGRG 8 (Hg.), Festschrift 100 Jahre BGRG VIII Albertgasse 1905-2005, Wien 2005.

Bunzl, John, Der lange Arm der Erinnerung: jüdisches Bewusstsein heute, Wien 1987.

Burger, Hannelore, Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden: vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart, Wien-Graz u.a. 2014.

Ceauşu, Mihai-Ştefan, Czernowitz und die Rumänen, in: Heppner, Harald (Hg.) Czernowitz, Köln-Wien (u.a.) 2000, 63-80.

Cordon, Cécile (Hg.), An der Zeiten Ränder: Czernowitz und die Bukowina; Geschichte, Literatur, Verfolgung, Exil, Wien 2002.

Czáky, Moritz/Stachel, Peter (Hg.), Die Verortung von Gedächtnis, Wien 2001.

Die Wiener Kultusgemeinde gegen das Schulghetto, in: Die Stimme. Jüdische Zeitung, Nr. 388, Jg. 8, Wien, 28. Sept. 1934.

Eigner, Peter/Matis, Herbert/Resch, Andreas. Sozialer Wohnbau in Wien. Eine historische Bestandsaufnahme, in: Jahrbuch des Vereins für die Geschichte der Stadt Wien 1999, hg. v. Verein für die Geschichte der Stadt Wien , Wien 1999, 49-100.

Eigner, Peter, „Flüchtlingslager Wien“: Wien im Ersten Weltkrieg – die (Struktur-Veränderungen in der Stadt). In: http://ww1.habsburger.net/de/kapitel/fluechtlingslager-wien (12.04.2016).

Eppel, Peter (Red.), Wir: Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien. (Sonderausstellung des Historischen Museums der Stadt Wien, 19. Sept.-29. Dez. 1996), Wien 1996.

Frei, Bruno, Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten, Wien-Berlin 1920.

Freud Sigmund, Massenpsychologie und Ich-Analyse, Leipzig-Wien-Zürich 1921 (Erstveröffentlichung, Psychoanalytischer Verlag).

Freud, Sigmund, Zeitgemäßes über Krieg und Tod, Leipzig-Wien-Zürich 1924, (Erstveröffentlichung in: Imago, Bd. 4, 1915, S. 1-21).

Furst, Lilian R./Furst Desider, Daheim ist anderswo. Ein jüdisches Schicksal erinnert von Vater und Tochter, Frankfurtä-New York 1994.

Geschwill, Tatjana, Sprache und Identität im Bukowiner Judentum. Eine sprachbiographische Analyse, Heidelberg 2015.

Goffman, Erving, Stigma: über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität, Frankfurt/M. 1992.

Gold, Hugo, Geschichte der Juden in der Bukowina: ein Sammelwerk, Tel Aviv 1962.

Grandner, Margarete, Staatsbürger und Ausländer. Zum Umgang Österreichs mit den jüdischen Flüchtlingen nach 1918, in: Heiss, G./Rathkolb, O. (Hg.), Asylland wider Willen, Wien 1995, 60-85.

Halbwachs, Maurice. Das Gedächtnis und seine soziale Bedingungen, Frankfurt/M. 1985 (1. Aufl., Originalausgabe Paris 1925).

Hausenbichl, Angelika M., Jüdische Autoemanzipation. Ein Blick in das Vereinsleben der Donaumonarchie am Beispiel der akademischen Vereine *Kadimah* und *Jüdische Kultur*, in: Adunka, Evelyn (Hg. u.a.), Jüdisches Vereinswesen in Österreich im 19. und 20. Jahrhundert, Innsbruck 2011, 31-44.

Heid, Ludger, Aus zweier Zeugen Mund oder: Finis Austriae? In: Furst, Lilian R./ Furst, Desider, Daheim ist anderswo, Frankfurt/New York 1994, 7-30.

Heiss, Gernot/Rathkolb, Oliver (Hg.), Asylland wider Willen. Flüchtlinge in Österreich im europäischem Kontext seit 1914 (Veröffentlichungen des Ludwig-Boltzmann Institutes für Geschichte und Gesellschaft, Bd. 25), Wien 1995.

Heppner, Harald (Hg.) Czernowitz. Die Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt, Köln-Wien (u.a.) 2000.

Hirsch, Leo, Der Dreitage-Jude. Kritik eines Übergangs. In: Der Morgen: Monatsschrift der Juden in Deutschland, 10. Jg., 6-7, Sept.-Okt. 1934, S. 295, abrufbar unter: http://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de/cm/periodical/titleinfo/2904237 (15.10.2016).

Hornstein Tomić, Caroline**,** Zur Konstruktion von Identität und Heimat(-lossigkeit) in Diaspora Diskursen, in: Društvena istraživanja: Journal for General Social Issues, Vol.20 /.2 (112) , Juni 2011, abrufbar unter: www. http://hrcak.srce.hr/ (03.09.2016).

Hofbauer, Hannes, Bukowina 1774 bis 1918: Österreichs Osterweiterung, in: Cordon, Cécile/Kusdat, Helmut, (Hg.), An der Zeiten Ränder, Wien 2002, 13-22.

Herzl, Theodor, Altneuland. Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen, Neuauflage Berlin 2015 (Erstausg. Leipzig 1902).

Hoffmann-Holter, Beatrix, „Abreisendmachung“, Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien 1914 bis 1923, Wien- Köln-Weimar 1995.

Hoffman-Holter, Beatrix, Jüdische Kriegsflüchtlinge in Wien, in: Gernot, Heiss/Rathkolb, Oliver (Hg.), Asylland wider Willen, 45-59.

Holdenried, Michaela/Weertje, Willms (Hg.), Die interkulturelle Familie. Literatur- und sozialwissenschaftliche Perspektiven, Bielefeld 2012.

Hirsch, Marianne/Spitzer, Leo, Ghost of Home. The Afterlife of Czernowitz in Jewish Memory, Berkeley-Los Angeles-London 2010.

Jäger-Sunstenau, Hanns, Der Wiener Gemeinderat Rudolf Schwarz-Hiller. Kämpfer für Humanität und Recht, in: Gold, Hugo (Hg.), Zeitschrift für die Geschichte der Juden. Festschrift, 10. Jg., N. 1/2, Tel Aviv 1973, 9-16.

Janik, Allan, Die Wiener Kultur und die jüdische Selbsthass-Hypothese. Eine Kritik, in: Botz, G. (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, Wien 2002, 113-126.

Jedlicka, Ludwig/Neck, Rudolf (Hg.), Das Juliabkommen von 1936, Wien 1977.

John, Michael/Lichtblau, Albert, Schmelztiegel Wien – Einst und Jetzt. Zur Geschichte und Gegenwart von Zuwanderung und Minderheiten, Wien-Köln 1990.

John, Michael, Mosaik, Schmelztiegel, Weltstadt Wien? Migration und Multikulturelle Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert, in: Eppel, P. (Red.), Wir: Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien, Wien 1996, 137-144.

Kassner, Salomon, Die Juden in der Bukowina, Wien-Berlin 1917.

Kolonovitz, Dieter/Burger, Hannelore/Wendelin, Harald, Staatsbürgerschaft und Vertreibung (Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission, Bd. 7), Wien-München 2004.

Langhoff, Lukas, Staatsbürgerschaft und Heimatrecht in Österreich: nach den derzeit geltenden Vorschriften mit besonderer Rücksichtnahme auf die Optionsbestimmungen des Friedensvertrages zusammengefasst. Darstellung zum praktischen Gebrauche, Wien 1920.

Laplanche, Jean/Pontalis, Jean-Bertrand, Das Vokabular der Psychoanalyse, Frankfurt/M. 2011.

Lappin, Eleonore, Juden in Wien, in: Eppel, P. (Red.), Wir: Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien, Wien 1996, 57-69.

Lappin, Eleonore, Jüdische Lebenserinnerungen. Rekonstruktionen von jüdischer Kindheit und Jugend in Wien der Zwischenkriegszeit, in: Stern, F./Eichinger, B. (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung, Wien-Köln-Weimar 2009, 17-38.

Lappin-Eppel, Eleonore, Nathan Birnbaum und der österreichische Zionismus, in: Hecht, Dieter/Zentrum für jüdische Kulturgeschichte der Universität Salzburg (Hg.), *Chilufin, Zeitschrift für jüdische Kulturgeschichte* 07/2009, 19-42.

Le Rider, Jacques, Mittel- bzw. Zentraleuropa und Österreich als imaginäre Gedächtnisorte der europäischen Identität, in: Czáky, M./Stachel, P. (Hg.), Die Verortung von Gedächtnis, Wien 2001, 139-150.

Lichtblau, Albert, Antisemitismus 1900-1938. Phasen, Wahrnehmung und Akkulturationseffekte, in: Stern, F./Eichinger, B. (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938, Wien-Köln-Weimar 2009, 39-58.

Lichtblau, Albert, Partizipation und Isolation. Juden in Österreich in den ‚langen' 1920er Jahren, in: Archiv für Sozialgeschichte 37 (1997), 231-253.

Lichtblau, Albert, Wiener Wohnungspolitik 1892-1919 (Österreichische Texte zur Gesellschaftspolitik; Bd. 19), Wien 1984.

Lichtblau, Albert, Zufluchtsort Wien: jüdische Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, in Patka, Marcus G. (Hg.), Weltuntergang, Wien 2014, 134-148.

Maierhoffer, Doris, ‚Ein typischer Finanzmann', in: Unique, Ausg. 11/12, Gesellschaft, Wien, Nov. 2012.

Mannhard, R., Schwarz-Hiller von Jiskor, Rudolf (1876-1932), Rechtsanwalt und Politiker. In: Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation, Wien 2001, 8f.

Masan, Oleksandr, Czernowitz in Vergangenheit und Gegenwart, in: Heppner, Harald (Hg.) Czernowitz, Köln-Wien (u.a.) 2000, 11-44.

McCagg, William O., Jewish Assimiliation in Austria: Karl Kraus, Franz Werfel and Jospeh Roth on the Catastrophe of 1914-19, in: Wistrich, Roberț S. (Ed.), Austrian and Jews in the twentieth century, New York 1992, 58-81.

Mentzel, Walter, Weltkriegsflüchtlinge in Cisleithanien 1914-1918, in: Heiss, Gernot/Rathkolb, Oliver (Hg.), Asylland wider Willen, Wien 1995, 17- 44.

Mittelmann, Hanni, Albert Ehrenstein and the Tragedy of Exile, in: Wișrich, Roberț S. (Ed.), Austrian and Jews in the twentieth century, New York 1992, 112-123.

Nikitsch, Herbert, Die Juden in Währing, in: Unser Währing, Vierteljahresschrift des Museumsvereins Währing-Wien, Museumsverein Währing, 23. Jg., 1988/1. Heft, Wien 1988.

Osatschuk, Sergij, Czernowitz heute und der Umgang mit dem gemeinsamen kulturellen Erbe, Beitrag zur Tagung *„Mythos Czernowitz"* des ‚Deutschen Kulturforums östliches Europa', Potsdam, 17.-19.09.2004, abrufbar unter: http://www.czernowitz.de/55/Das Czernowitz von heute -.html (05.04.2016).

Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation, ÖBL 1815-1950, Bd. 12 (Lfg. 55), Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien 2001.

Oxaal, Ivar, Die Juden in Wien des jungen Hitler: Historische und soziologische Aspekte, in: Botz, Gerhard (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, Wien 2002, 47-66.

Patka, Marcus G. (Hg., im Auftrag des Jüdischen Museums Wien), Weltuntergang. Jüdisches Leben und Sterben im Ersten Weltkrieg (anlässlich der gleichnamigen Ausstellung im Jüdischen Museum Wien, 1. April-14. Sept. 2014), Wien 2014.

Pauley, Bruce F., Politischer Antisemitismus im Wien der Zwischenkriegszeit, in: Botz, Gerhard (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, Wien 2002, 241-260.

Pfoser, Alfred/Weigl, Andreas (Hg.), Im Epizentrum des Zusammenbruchs. Wien im Ersten Weltkrieg, Wien 2013.

Purici, Ștefan, Die Geschichte der Bukowina, in: Heppner, Harald (Hg.) Czernowitz, Köln-Wien (u.a.) 2000, 179-182.

Raggam-Blesch, Michaela, Jüdische Frauen im Krieg, in: Patka, Marcus G., Weltuntergang, Wien 2014, 159-167.

Rein, Kurt, Czernowitz und die Deutschen, in: Heppner, Harald (Hg.), Czernowitz, Köln-Wien (u.a.) 2000, 81-102.

Roth, Joseph, Juden auf Wanderschaft, Köln 2010.

Rozenblit, Marsha L., The Jews of Vienna, 1867-1914: Assimilation and Identity, New York 1983.

Rozenblit, Marsha L., Reconstructing a National Identity, The Jews of Habsburg Austria during World War I., New York-Oxford 2001.

Rozenblit, Marsha L., Segregation, Anpassung und Identitäten der Wiener Juden vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Botz, Gerhard (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, Wien 2002, 227-240.

Ruhe, Hans Georg, Praxishandbuch Biografiearbeit: Methoden, Themen und Felder, Weinheim 2014.

Sauer, Barbara/Reiter-Zautloukal, Ilse (herausgegeben vom Verein zur Erforschung der anwaltlichen Berufsgeschichte der zwischen 1938 und 1945 diskreditierten Mitglieder der österreichischen Rechtsanwaltskammern), Advokaten 1938. Das Schicksal der in den Jahren 1938 bis 1945 verfolgten österreichischen Rechtsanwältinnen und Rechtsanwälte, Wien 2010.

Sha'ari David, Die jüdische Gemeinde von Czernowitz, in: Heppner, Harald (Hg.) Czernowitz, Köln-Wien (u.a.) 2000, 103-128.

Schmidl, Erwin A., Jüdische Soldaten in der k.u.k. Armee, in: Patka, Marcus G. (Hg.), Weltuntergang, Wien 2014, 45-51.

Silbermann, Edith, Deutsch – die Muttersprache der meisten Bukowiner Juden, in: Cordon, Cécile (Hg.), An der Zeiten Ränder, Wien 2002, 39-44.

Staudinger, Anton, Katholischer Antisemitismus in der Ersten Republik, in: Botz, G. (Hg. u.a.), Eine zerstörte Kultur, Wien 2002, 261-282.

Stern, Frank/Eichinger, Barbara (Hg.), Wien und die jüdische Erfahrung 1900-1938. Akkulturation – Antisemitismus – Zionismus, Wien-Köln-Weimar 2009.

Straub, Jürgen, Personale und kollektive Identität. Zur Analyse eines theoretischen Begriffs, in: Assmann, A./Friese, H. (Hg.), Identitäten, Frankfurt/M. 1999, 73-104.

Theodor Kramer Gesellschaft (Hg.), *‚Vielsprachenland am Pruth - Bukowina‘*. In: Zwischenwelt. Literatur, Widerstand, Exil., 17. Jg., Nr.2, Juli 2000.

Teubner, Gunther, Globale Bukowina. Zur Emergenz eines transnationalen Rechtspluralismus. In: *Rechtshistorisches Journal* 15 (1996), 253ff, abrufbar unter: http://www.jura.unifrankfurt.de/42828668/BUKOWINA (14.05.2016).

Turczynski, Emanuel, Geschichte der Bukowina in der Neuzeit. Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft, Wiesbaden 1993.

Thon, Jakob, Die Juden in Österreich, Berlin 1908.

Tietze, Hans, Die Juden Wiens. Geschichte – Wirtschaft – Kultur, Wien 1984, (Erstausg. 1933).

Weertje, Willms, Interkulturelle Familienkonstellationen aus literatur- und sozialwissenschaftlicher Perspektive. Zusammenfassung und Diskussion, in: ders./Holdenried, Michaela (Hg.), Die interkulturelle Familie, Bielefeld 2012, 257-270.

Wendelin, Harald, Die administrative Konstruktion des Fremden: Heimatrecht und Schub in der Habsburger-Monarchie im 18. und 19. Jahrhundert, Dissertation an der Universität Wien 1998.

Windsperger, Marianne, Lebenswege in Traum(a)landschaften: die Bukowina als Erinnerungslandschaft in ausgewählten Werken Aharon Appelfelds, Diplomarbeit Mag. Phil., Universität Wien 2007.

Wiș̦rich, Roberț S. (Ed.), Austrian and Jews in the twentieth century: From Franz Josef to Waldheim, New York 1992.

Wolfenhaut, Julius, Nach Sibirien verbannt. Als Jude von Czernowitz nach Stalinka 1941 – 1994, Frankfurt/M., 2005.

Wuliger, Michael, Einspruch. „Besser drei Tage als nie“, in: Jüdische Allgemeine, 12.09.2013, abrufbar unter: http://www.juedische-allgemeine.de/article/view/id/17009 (10.10.2016).

Zweig, Stefan, die Welt von Gestern, Frankfurt/M. 2002 (Erstausg. 1942).

Internetquellen:

http://www.aeiou.at/aeiou.encyclop.i/i362903.htm (18.04.2016).

http://www.biographien.ac.at/oebl/oebl_S/Schwarz-Hiller-Jiskor_Rudolf_1876_1932.xml (05.04.2016).

http://www.czernowitz.de/55/Das Czernowitz von heute -.html (05.04.2016).

http://www.dasrotewien.at/kommunaler-wohnbau.html (03.03.2016).

www.demokratiezentrum.org/fileadmin/media/pdf/matis_wohnbau.pdf, (01.03.2016).

http://www.mieterschutzwien.at/index.php/194/gesetze-zum-mieterschutz-im-wandel-der-zeit/ (23.03.2016).

http://muzejew.org.ua/ (14.06.2016).

http://ridentity.de (29.09.2016).

https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung (02.10.2016).

https://www.textlog.de/freud-psychoanalyse-stufe-ich.html (15.09.2016).

https://www.wien.gv.at/wiki/index.php/Bevölkerung (01.03.2016).

https://de.wikipedia.org/wiki/Bundisten (18.05.2016).

Primärquellen:

Persönliche Quellen Wolf und Familie Rudich:

Alfred Rudichs Zeugnisse aus der ‚Hebräischen Bibel- und Sprachschule der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien' von 1935/36 und 1936/37.

Alfred Rudichs Schulzeugnisse des ‚Robert Hammerling Realgymnasiums' Wien 8., Albertgasse 18-22, von 1935 bis 1938.

Auswanderungsbogen zu Wolf Rudich, Archiv der IKG Wien, Bestand Jerusalem, A/W 2590, 194.

Geburtsurkunde Alfred Rudich, Auszug aus dem Geburtseintrag Nr. 1149/1925, Israelitische Kultusgemeinde.

Geburtsurkunde von Sigurt Rudich, ausgestellt am 30. Nov. 1919, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 1245, Opys (Inventar) 15, Akte 26, Blatt 399, Laufzahl 578.

Heimatrolle Wolf Rudich (Auskunft aus MA-35, Wien, am 01.09.2016).

Jahreszeugnis Rudich Alfred, Robert Hammerling Realgymnasium Wien 8, Albertgasse 18-22, Katalog-Nr. 47.

Melderegisterauszug Wolf Rudich, Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 8 – B-MEW-21454/2015 (14.01.2016).

‚Nationale' (= Inskriptionsbestätigung) Wolf Rudich an der philosophischen Fakultät der Universität Wien, WS 1915/16, Archiv der Universität Wien.

Optionsansuchen für die Österreichische Staatsbürgerschaft: Wolf Rudich, Öst. Staatsarchiv, Bka., AdR, Bundesministerium für Inneres und Unterricht, AktZ.: 103.467/21.

TRAUUNGSBUCH, VIII. Bezirk (Josefstadt), 273, Archiv der IKG Wien, A/VIE/IKG/I/VIE/BUCH/ MA.

„Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938" – Bogenblatt zu Wolf Rudich Nr. 30280, OeStA, AdR, Abt. Finanzen [06], Vermögensverkehrsstelle [VVSt].

Persönliche Quellen Serafine und Familie König:

Flüchtlingskartei Nr. 23965: König, Marie, Zentralstelle für die Fürsorge für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, OeSTA, AdR, BKA-I, Kfl., Personalien.

Flüchtlingskartei Nr. 23966: Schneeweiß, Berta, Zentralstelle für die Fürsorge für die Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, OeSTA, AdR, BKA-I, Kfl., Personalien.

Melderegisterauszug Marie König, Wiener Stadt- und Landesarchiv, MA 8 – B-MEP-934501/2015 (04.12.2015).

‚Nationale‘ (= Inskriptionsbestätigung) Max König an der medizinischen Fakultät der Universität Wien, WS 1921/22, Archiv der Universität Wien.

Sterbematrikel Samuel König, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 1245, Inv. 15, Akt. Nr. 82.

„Verzeichnis über das Vermögen von Juden nach dem Stand vom 27. April 1938“, Bogenblatt zu König Max, Nr. 25246, OeStA, AdR, Abt. Finanzen [06], Vermögensverkehrsstelle [VVSt].

Weitere Primärquellen:

„Adressbuch von Czernowitz samt Vorstädten, zusammengestellt nach Daten der k.k. Polizeidirektion, sowie der Städte Radautz und Suczawa, Kalender 1914“, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, 03.26 / A 22.

„Adressbuch von Czernowitz samt Vorstädten, sowie der Städte Radautz und Suczawa, zusammengestellt von der k.k. Polizeidirektion, Czernowitz 1909“.

„Alter Herrenverband der jüdisch-akademischen Verbindung ‚Zephirah‘, Czernowitz in Wien“, Wr. Stadt- und Landesarchiv, M. Abt. 119, A-32: Gelöschte Vereine, 2076/1927-20176/1927.

Arbeiterzeitung Nr. 53., 29. Jg., 24. Feb. 1917; abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016).

„Bericht des Verfassungsausschusses über das Gesetz, betreffend das deutschösterreichische Staatsbürgerrecht“, Stenographische Protokolle der Provisorischen Nationalversammlung vom 27. November 1918, Session 1, Beilage 40, S. 1-2, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (10.08.2016).

Bundesgesetzblatt für die Republik Österreich, Jg. 1949/190, § 1, Stück 39/190, S. 850; abrufbar unter: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/BgblPdf/1949_190_0/1949_190_0.pdf (02.10.2016).

Czernowitzer Allgemeine Zeitung, Nr. 1396, 06. Sept. 1908, S. 5; abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1908 (14.06.2016).

Deutsches Staatsgymnasium, Jüdische Abteilung, Czernowitz, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 229, Inv. 2, Akt 33.

Die Neue Zeitung, Nr. 28. 10. Jg., 30. Jänner 1917, S. 2; abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016).

„Die Ergebnisse der Volks- und Viehzählung vom 31. Dezember 1910 im Herzogtum Bukowina nach Angaben der k.k. statistischen Zentral-Kommission in Wien (Mitteilung des statistischen Landesamtes des Herzogtums Bukowina; 17)“, Czernowitz, 1913.

Jüdische Korrespondenz. Wochenblatt für judische Interessen, Nr. 38, 3. Jg., 20. Dez. 1917, 1, abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (05.04.2016).

K.D. 13, 80/6, Nr. 2315 von 1917, KM 1917 KD, OeStA/KA.

K.K. Franz-Josephs-Universität Czernowitz: Liste der Studenten im WS 1913/14, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 216, Inv. 5, Akt. Nr. 2

Losungsliste Geburtsjahr 1885, Stellungsjahr 1906, Heimatgemeinde Szypenitz, Gemeindeverzeichnis Nr. 22 Bezirkshauptmannschaft Kotzmann, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Best. 8, Inv. 8, Nr. 5

Namenseintragung im Klassenbuch der 6B Klasse im Deutschen Staatsgymnasium von Czernowitz, Staatsarchiv des Czernowitzer Gebiets, Bestand 232, Inv. 2, Akt. Nr. 104.

Reichsbürgergesetz vom 15. September 1935 (Reichsgesetzblatt 1. S. 1146), § 1, Abs. 1, Gesetzblatt für Österreich 1938/51/150; abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (17.10.2016).

Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 (Reichsgesetzblatt 1. S. 1333), § 4, Abs.1, Gesetzblatt für Österreich 1938/51/150; abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (17.10.2016) .

RGBl. Nr. 15, 11. Jänner 1918, in: ÖNB-ALEX- Reichsgesetzblatt 1849-1918; abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/ (05.04.2016).

Reichspost Ausg. 56, 04. Februar 1917, 10f; abrufbar unter: http://anno.onb.ac.at/1917 (04.03.2016).

Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Band 1938, Beschäftigung, Arbeitseinsatz und Arbeitslosigkeit / Beschäftigungs- und Arbeitseinkommen in der Industrie, Page 421:369; abrufbar unter: https://www.digizeitschriften.de/dms/toc/?PID=PPN514401303 (21.10.2016).

Stenographische Protokolle 15. Dez. 1917, Session 22, 25. Sitzung, S. 682-684, abrufbar unter: http://alex.onb.ac.at/spa (05.04.2016).

Verzeichnis der Flüchtlings-Hilfskomitees, OeStA/AdR, BKA BKA-I, SL KFl., Karton. 16, Normalien 1916, 4598/ex 1915, 28-31.

Zentralstelle der Fürsorge für Kriegsflüchtlinge, Gemeinde Wien, Broschüre Nr. 261, 2. Aufl., März 1917.

Zentralstelle für Kriegsflüchtlinge, Abschrift 54.726, 09. Okt. 1915, OeStA/AdR, BKA BKA-I, SL KFl.

Mündliche Quellen:

Auskunft aus MA-35 zur Heimtarolle, Wien, am 01.09.2016.

Gespräch mit Mykola Kuschnir, Direktor des Czernowitzer *Museums für jüdische Kultur und Geschichte der Bukowina*, Czernowitz am 03.05.2016.

Gespräche mit Angelina Rudich, Wien, Okt. 2015-Sept. 2016.

Interview mit Heinrich Zwecker, Barcelona, am 21.02.2016.

Interview mit Eleonore Pessaj, Montevideo, am 04.02.2016.

ABSTRACT

Die vorliegende Arbeit ist eine Darstellung von erzwungener Flucht, Migration und deren Auswirkungen aus einer mikrohistorischen Perspektive. Als Beispiel dient die wechselhafte Migrationsgeschichte meiner väterlichen Großeltern aus Czernowitz, der ehemaligen Hauptstadt der Bukowina. Die Untersuchung beginnt mit der Erkundung einiger biographischen Begebenheiten aus ihren Jugendjahren in Czernowitz und setzt sich mit der Flucht nach Wien kurz nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs im Herbst 1914 fort. Sie befasst sich mit ihrer sozialen, persönlichen und materiellen Situation während des Krieges in der Reichshauptstadt, sowie mit den Schwierigkeiten danach, als ostjüdische Flüchtlinge die österreichische Staatsbürgerschaft zu bekommen und in Wien eine neue Existenz aufzubauen. Es wird ersichtlich, welche Auswirkungen eine „behördliche Konstruktion von Identität“ am Beginn der Ersten Republik für den Einzelnen haben konnte. Die Abhandlung wirft anschließend einen Blick auf ihr Dasein als vermutlich assimilierten Juden in Wien unter Beachtung einer zunehmenden antisemitischen Stimmung in den 1920er und 1930er Jahre und endet mit ihrer erzwungenen Ausreise nach Uruguay in August 1938.

Insbesondere wird das Phänomen der fragmentierten oder multiplen Identität(en) als Folge von Vertreibung und Migration behandelt, wobei die ganze Thematik eng mit der Frage ‚einer‘ jüdischen Identität verknüpft ist. Assimilation, Akkulturation, Integration, Identifizierung, Entfremdung, Stigmatisierung und Absonderung von Menschen in der Diaspora sind einige der Begriffe, die hier ins Treffen geführt werden. Die Sicht auf individuelle Schicksale wird stets in einer historischen und soziokulturellen Kontextualisierung eingebettet. Theoretische Zugänge aus den etablierten Sozialwissenschaften werden herangezogen, um einen differenzierten Blick auf das schwer zu erfassende Konzept von Identität zu erlauben und zeitbezogen auf das verhandelte Phänomen anzuwenden.

The present work is a portrayal, from a microhistorical perspective, of forced flight, migration, and its repercussions. The changing history of migrations of my father's grandparents, from Czernowitz, former capital of Bukovina, is used as an example. The study begins with an exploration of biographical events from their childhood years in Czernowitz, and then moves on to their flight to Vienna shortly after the outbreak of World War I in the autumn of 1914. It deals with their social, personal, and material situation during the war in the imperial capital, as well as with subsequent difficulties, when East European Jewish refugees sought to obtain Austrian citizenship and build a new life in Vienna. It will become clear what impact an "official

construction of identity" could have for individuals at the beginning of the First Republic. The study then takes a look at their existence as presumptively assimilated Jews in Vienna, taking into consideration the increasing anti-Semitic sentiments in the 1920s and 1930s, and ends with their forced emigration to Uruguay in August of 1938.

The phenomenon of fragmented or multiple identities as a result of displacement and migration are treated in particular, and where this whole subject is closely linked to the question of "a" Jewish identity. Assimilation, acculturation, integration, identification, alienation, stigmatization and isolation of people in the diaspora are some of the concepts that engage the discussion. The portrayal of individual destinies takes always place embedded in historical and sociocultural contextualizations. Theoretical contributions from the established social sciences are employed to allow for a differentiated outlook on the elusive concept of identity, and to apply it in a time-bound manner to the phenomenon in question.